

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 68

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Franz Josef Degenhardt Lesebuch

Zusammengestellt
und mit einem Nachwort
von
Walter Gödden



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 68

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln, und in
Verbindung mit der Literaturkommission
für Westfalen von Walter Gödden

Band 68

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Coverfoto: pa. picture alliance

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2017 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1254-6
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Rumpelstilzchen (1963)	7
Weintrinker (1963)	9
Spiel' nicht mit den Schmuttelkindern (1965)	10
Ein schönes Lied (1965)	12
Deutscher Sonntag (1965)	14
Tante T'hrese (1966)	18
In den guten alten Zeiten (1966)	19
Väterchen Franz (1966)	22
Feierabend (1966)	26
Vatis Argumente (1967)	28
So sind hier die Leute (1968)	32
Für wen ich singe (1968)	34
Rudi Schulte (1971)	35
Nostalgia (1972)	37
Kommt an den Tisch unter Pflaumen- bäumen (1973)	38
Aus dem Roman »Zündschnüre« (1973)	39
Aus dem Roman »Brandstellen« (1975)	53
Portugal (1975)	70
Wildledermantelmann (1977)	72
Rondo Pastorale (1977)	74
Aus dem Roman »Die Misshandlung« (1979)	76
Drumherumgerede (1980)	91
Aus dem Roman »Der Liedermacher« (1982)	95
Tango du Midi (1983)	106

Die Lehrerin (1985)	108
Aus dem Roman »Die Abholzung« (1985)	111
Junge Paare auf Bänken (1986)	122
Wer jetzt nicht tanzt (1990)	124
Aus dem Roman »August Heinrich Hoffmann, genannt von Fallersleben« (1991)	125
Die Abreibung (1992)	130
Aus dem Roman »Für ewig und drei Ta- ge« (1998)	134
Ich ging im letzten Mai (2000)	142
Quantensprung (2002)	144
Die Ernte droht (2008)	147
Kurzbiografie	149
Nachwort	150
Text- und Bildnachweise	168

Rumpelstilzchen

Wenn morgens schon die Schule brennt,
wenn ein Pfarrer aus der Kirche rennt,
ein Schutzmann in die Pfütze fällt,
ein Hund durch ein Museum bellt,
wenn der Friedhofswärter, der niemals trinkt,
noch am offenen Grab an zu lachen fängt,
wenn der Mond sich vor die Sonne schiebt
und ein Greis ein Mädchen von siebzehn liebt,
da habe ich, mal kaum, mal viel, die Hand im Spiel.
Ich bin mit jedem blutsverwandt,
doch bleibt mein Name ungenannt.
Es ist gut, dass niemand weiß,
dass ich Rumpelstilzchen heiß.
Hemba – hemba hé
Hemba – hemba hé

Soldaten, wenn sie vor der Schlacht
heimlich rückwärts lauern und ganz sacht
die Waffen von den Schultern ziehn,
nicht glauben, dass die Feinde fliehn,
wenn ein Richter vorm Automaten steht,
einen Blechknopf zwischen Fingern dreht,
seine Frau, schon ziemlich angegraut,
verträumt nach Italienern schaut,
die lachend um die Ecke gehen und stark aussehn,
da pfeif' ich einen leisen Ton
und flüstre: »Na, nun macht doch schon.«
Es ist gut, dass niemand weiß,
dass ich Rumpelstilzchen heiß.
Hemba – hemba hé
Hemba – hemba hé

Ich bin es, der so oft bei Nacht
unterm Bett liegt und so hämisch lacht,

und der, der hinterm Spiegel steckt,
der grinst, wenn man das Kinn vorreckt,
der von jeder Geschichte den Schluss verrät,
der beim dritten Mal wie ein Hahn aufkräht,
der auch gnäd'ge Frau'n ans Kreischen bringt,
wenn ein Wort fällt, das so glitschig klingt.
Und der Spruch an der Toilettentür stammt auch von
mir.

Ich beiß' auf Glas und knirsche laut,
und so entsteht die Gänsehaut.
Es ist gut, dass niemand weiß,
dass ich Rumpelstilzchen heiß.
Hemba – hemba hé
Hemba – hemba hé

Am Bahndamm, wo der Zug verkehrt,
der von Schilda nach Schlaraffia fährt,
wo Kinder ihre Höhlen baun,
weil sie sich nicht nach Hause traun,
wo der Rattenfänger von Hameln pfeift,
wo der Ziegenjunker der Scheren schleift,
wo der Wind durch tote Autos fegt,
wo der bucklige Oskar die Trommel schlägt,
da zünde ich am Abend dann mein Feuer an.
Ich tanze bis der Mond aufgeht,
und sing' dazu mein altes Lied:
Es ist gut, dass niemand weiß,
dass ich Rumpelstilzchen heiß.
Hemba – hemba hé
Hemba – hemba hé

Weintrinker

Ich möchte Weintrinker sein,
mit Kumpanen abends vor der Sonne sitzen
und von Dingen reden, die wir gleich versteh'n,
harmlos und ganz einfach meinen Tag ausschwitzen
und nach Mädchen gucken, die vorübergeh'n.
Ich möchte Weintrinker sein.

Ich möchte Weintrinker sein,
und nicht immer diese hellen Schnäpse saufen,
nicht von Dingen reden, die nur mich angeh'n,
mir nicht für zwei Gläser Bier Verständnis kaufen,
nicht mit jenen streiten, die am Tresen steh'n.

Ich möchte Weintrinker sein,
bei'nem herben Roten oder leichten Weißen
um'ne Runde spielen, nach der keiner fragt,
ein paar Witze über den Verlierer reißen,
der ganz einfach nur darüber lacht.

Ich möchte Weintrinker sein,
nicht beim Schnaps um Zehntel Skat mit Hirschbock
spielen,
wo man gierig Geld in seine Tasche wischt,
nicht dem Nachbarn heimlich in die Karten schielen,
ihn nicht schlagen, wenn er sich zwei Asse mischt.

Ich möchte Weintrinker sein,
mit Kumpanen lachend ein paar Lieder singen,
die sich um Trinken, Mädchen und um Liebe dreh'n,
nebenbei ein bisschen reden von den Dingen,
die am Tag in einer kleinen Stadt gescheh'n.

Ich möchte Weintrinker sein,
nicht ab Mitternacht »Frau-Wirtin-Verse« grölen,

kein Soldatenlied und nicht den »Tag des Herrn«,
und nicht vom »Mittelabschnitt« irgendwas erzählen
und nichts von Hungerpest in Hongkong hör'n.

Ich möchte Weintrinker sein,
auf dem Nachhauseweg wie Kinder darauf achten,
dass man beim Bürgersteig nicht auf die Ritzen tritt,
und im Bett dran denken, wie die Mädchen lachten,
und im Schlaf noch lachen über meinen Schritt.
Ich möchte Weintrinker sein.

Spiel' nicht mit den Schmuttelkindern

Spiel' nicht mit den Schmuttelkindern,
sing' nicht ihre Lieder.
»Geh doch in die Oberstadt,
mach's wie deine Brüder«,

so sprach die Mutter, sprach der Vater, lehrte der Pastor.
Er schlich aber immer wieder durch das Gartentor
und in die Kaninchenställe, wo sie Sechsendsechzig spielten
um Tabak und Rattenfelle –
Mädchen unter Röcke schielten –
wo auf alten Bretterkisten
Katzen in der Sonne dösten –
wo man, wenn der Regen rauschte,
Engelbert, dem Blöden, lauschte,
der auf einen Haarkamm biss,
Rattenfängerlieder blies.
Abends am Familientisch, nach dem Gebet zum Mahl,
da hieß es dann: »Schon wieder riechst du nach Kanin-
chenstall.

Spiel' nicht mit den Schmuttelkindern,
sing' nicht ihre Lieder.
Geh' doch in die Oberstadt,
mach's wie deine Brüder!«

Sie trieben ihn in eine Schule
in der Oberstadt,
kämmten ihm die Haare
und die krause Sprache glatt.
Lernte Rumpf und Wörter beugen.
Und statt Rattenfängerweisen
musste er das Largo geigen
und vor dürren Tantengreisen
unter roten Rattenwimpern
par cur Kinderszenen klimpern –
und, verklemmt in Viererreihen,
Knochen morsch und morscher schreien –
zwischen Fahnen aufgestellt
brüllen, dass man Freundschaft hält.
Schlich er manchmal abends
zum Kaninchenstall davon,
dann hockten da die Schmuttelkinder,
sangen voller Hohn
»Spiel nicht mit den Schmuttelkindern ... «

Aus Rache ist er reich geworden.
In der Oberstadt
da hat er sich ein Haus gebaut.
Nahm jeden Tag ein Bad.
Roch, wie bess' re Leute riechen.
Lachte fett, wenn alle Ratten
ängstlich in die Gullys wichen,
weil sie ihn gerochen hatten.
Und Kaninchenställe riss er ab.
An ihre Stelle ließ er
Gärten für die Kinder bauen.
Liebte hochgestellte Frauen,
schnelle Wagen und Musik,
blond und laut und honig dick.
Kam sein Sohn, der Nägelbeißer,
abends spät zum Mahl,

dann roch er an ihm, schlug ihn, schrie:
»Stinkst nach Kaninchenstall.
Spiel nicht mit den Schmutzdelkindern ... «

Und eines Tages hat er eine Kurve glatt verfehlt.
Man hat ihn aus einem Ei von Schrott herausgepellt.
Als er später durch die Straßen hinkte,
sah man ihn an Tagen
auf 'nem Haarkamm Lieder blasen,
Rattenfell am Kragen tragen.
Hinkte hüpfend hinter Kindern,
wollte sie am Schulgang hindern
und strich um Kaninchenställe.
Eines Tags in aller Helle
hat er dann ein Kind betört
und in einen Stall gezerrt.
Seine Leiche fand man,
die im Rattenteich 'rumschwamm.
Und d'rumherum die Schmutzdelkinder
bliesen auf dem Kamm:
»Spiel nicht mit den Schmutzdelkindern ... «

Ein schönes Lied

Komm, sing uns mal ein schönes Lied,
komm, sing uns mal ein schönes Lied,
eines, wo man sich so richtig gut nach fühlt,
eins, das nicht in Schmutzgefühlen wühlt,
wohl makaber, aber unterkühlt,
vertraut, verspielt,
verspielt, vertraut
und nicht zu laut.

Nun gut: Hier ist ein schönes Lied,
eines, das euch in den Halspeck geht.

Schließt die Augen halb, und dreht die Lampen klein,
schmaucht's Pfeifchen und gießt Gin und Tonic ein.
Macht auf Tiefsinn, decket Bein mit Bein,
zum Scherz und Schein
und Schein und Scherz,
massiert das Herz.
Im Busch, nah bei Quang Ngai, fand
ein gebranntes Kind die Hand
eines Generals mit Ringen, gold und schwer.
Die Steine biß es raus und kroch zum Meer.
Und für ein altes Boot gab es sie her.
's war leck und leer
und leer und leck,
verkohlt das Deck.

Doch nichts verstopft ein Leck so gut
wie Asche und ein bißchen Blut.
Und niemand weiß so viel wie ein gebranntes Kind.
Als Segel hängt ein Khakihemd im Wind,
der auch nicht weiß, wo jene Blumen sind,
gepflückt geschwind,
geschwind gepflückt.

Im Traum entrückt,
da treibt das Kind zu jenem Land,
da riecht die Erde nie verbrannt,
und jeden Tag, da gibt es viele Hände Reis.
Haut und Haar und Wind und Wasser sind nicht heiß.
Auf Blumenbooten blähen Segel weiß,
weht lind und leis
und leis und lind
ein Lied im Wind.

Und wird vielleicht ein starker Mann,
der, was er will, auch haben kann:
viele Kinder, dick, mit Händen und gesund,

ein Reisfeld, einen Büffel, einen Hund,
der jeden, der mit Feuer spielt, reißt und
bekannt und bunt,
bunt und bekannt
ist in dem Land.

So treibt das Boot, so träumt das Kind.
Was meint ihr, wann sie drüben sind?
Dann, wenn hinterm Mond ein Stern zerplatzt ist, dann,
wenn grüne Luft nichts weiter sein kann
als Regenbogenlicht, dann kommt es an
mit Maus und Mann
und Mann und Maus
das Boot zu Haus.

Nun, war das nicht ein schönes Lied,
nun, war das nicht ein schönes Lied?
Eines, wo man sich so richtig gut nach fühlt?
Eins, das nicht in Schmutzgefühlen wühlt?
Wohl makaber, aber unterkühlt,
vertraut, verspielt,
verspielt, vertraut
und nicht zu laut?

Deutscher Sonntag

Sonntags in der kleinen Stadt, sonntags in der kleinen
Stadt.

Wenn die Spinne Langeweile
Fäden spinnt und ohne Eile
giftig-grau die Wand hochkriecht,
wenn's blank und frisch gebadet riecht,
dann bringt mich keiner auf die Straße,
und aus Angst und Ärger lasse
ich mein rotes Barthaar steh'n,

und lass' den Tag vorübergeh'n,
hock' am Fenster, lese meine
Zeitung, decke Bein mit Beine,
seh', hör' und rieche nebenbei
das ganze Sonntagseinerlei.
Tada-da-da-dam ...
Da treten sie zum Kirchengang an,
Familienleittiere voran,
Hütchen, Schühchen, Täschchen passend,
ihre Männer unterfassend,
die sie heimlich vorwärts schieben,
weil die gern zu Hause blieben.
Und dann kommen sie zurück
mit dem gleichen bösen Blick,
Hütchen, Schühchen, Täschchen passend,
ihre Männer unterfassend,
die sie heimlich heimwärts zieh'n,
dass sie nicht in Kneipen flieh'n.
Tada-da-da-dam ...

Wenn die Bratendüfte weh'n,
Jungfraun den Kaplan umsteh'n,
der so nette Witzchen macht,
und wenn es dann so harmlos lacht,
wenn auf allen Fensterbänken
Pudding dampft und aus den Schänken
schallt das Lied vom Wiesengrund
und dass am Bach ein Birklein stund,
alle Glocken läuten mit,
die ganze Stadt kriegt Appetit,
das ist dann genau die Zeit,
da frier' ich vor Gemütlichkeit.
Tada-da-da-dam ...

Da hockt die ganze Stadt und mampft,
dass Bratenschweiß aus Fenstern dampft.

Durch die fette Stille dringen
Gaumenschnalzen, Schüsselklingen,
Messer, die auf Knochen stoßen,
und das Blubbern dicker Soßen.
Hat nicht irgendwas geschrien?
Jetzt nicht aus dem Fenster seh'n,
wo auf Hausvorgärtenmauern
ausgefrante Krähen lauern.
Was nur da geschrien hat?
Ich werd' so entsetzlich satt.
Tada-da-da-dam ...

Wenn Zigarrenwolken schweben,
aufgeblähte Nüstern beben,
aus Musiktruh'n Donauwellen
plätschern, über Mägen quellen,
dann hat die Luft sich angestaut,
die ganze Stadt hockt und verdaut.
Woher kam der laute Knall?
Brach ein Flugzeug durch den Schall?
Oder ob mit'm Mal die Stadt
ihr Bäuerchen gelassen hat?
Die Luft riecht süß und säuerlich.
Ich glaube, ich erbreche mich.
Tada-da-da-dam ...

Dann geht's zu den Schlachtfeldstätten,
um im Geiste mitzutreten,
mitzuschießen, mitzustechen,
sich für wochentags zu rächen,
um im Chor Worte zu röhren,
die beim Gottesdienst nur stören.
Schinkenspeckgesichter lachen
treuherzig, weil Knochen krachen
werden. Ich verstopf' die Ohren
meiner Kinder. Traumverloren

hocken auf den Stadtparkbänken
Greise, die an Sedan denken.
Tada-da-da-dam ...

Und dann die Spaziergangstunde,
durch die Stadt, zweimal die Runde.
Hüte ziehen, spärlich nicken,
wenn ein Chef kommt, tiefer bücken.
Achtung, dass die Sahnballen
dann nicht in den Rinnstein rollen.
Kinder baumeln, ziehen Hände,
man hat ihnen bunte, fremde
Fliegenbeine ausgefetzt –
sorgsam an den Hals gesetzt,
dass sie die Kinder beißen soll'n,
wenn sie zum Bahndamm fliehen woll'n.
Tada-da-da-dam ...

Wenn zur Ruh' die Glocken läuten,
Kneipen nur ihr Licht vergeuden,
dann wird's in Couchecken beschaulich.
Das ist dann die Zeit, da trau' ich
mich hinaus, um nachzusehen,
ob die Sterne richtig stehen.
Abendstille überall. Bloß
manchmal Lachen wie ein Windstoß
über ein Mattscheibenspässchen.
Jeder schlürft noch rasch ein Gläschen
und stöhnt über seinen Bauch
und unser'n kranken Nachbarn auch.
Tada-da-da-dam ...

Tante Threse

Deine Schwestern, Tante Threse,
waren sämtlich hübsch und grad.
Du warst dafür der Tribut, an
die Dämonenwelt gezahlt.
Dich mit deinen Flammenhaaren,
deinem Feuermal am Kinn,
den unendlich großen Füßen,
nahmen sie als Fügung hin.
Hocktest meistens in der Küche,
hast die Mahlzeiten gemacht.
Und du spültest ihre Schüsseln
während ihrer Hochzeitsnacht.
Du saß't stundenlang an Wiegen,
summtest, horchtest in den Wind
und warst selig, wenn sie sagten,
diesmal wäre es dein Kind.

Man ertrug dich, ließ dich leben,
durftest auch vor Türe gehen.
Selbst den Tick an Fronleichen
haben sie dir fast verziehn. –
War das ehrlich oder Rache,
wenn du die Gardine nahmst,
sie um Kopf und Schultern legtest,
so zur Prozession rauskamst?

Ob man dich auch schlug und einschloss,
spätestens an der Station
in Doktor Strathmanns Blumengarten
knietest du, wenn wir kamen, schon.
Sangst voll Inbrunst Litaneien
oder auch ein Weihnachtslied.
Alle lachten. Doch der Pfarrer
kam zu dir und sang laut mit.

Ja, Tante Threse, deine Schwestern
sind nicht mehr auf dieser Welt,
ihre Kinder, kühl und freundlich,
zahlen jetzt ein Pflegegeld.
Deren Kinder nämlich – heißt es –
hätten vor dir große Angst,
vor dir, die du allen Kindern
nachts die Angst nahmst, wenn du sangst.

Auch der Pfarrer ist nicht weise,
so wie es der alte war.
An Fronleichnam treten leise
dicke Männer zum Altar
in Doktor Strathmanns Blumengarten,
drehen sich ganz sanft herum
und bringen dich in der Gardine
zurück ins Sanatorium.

Ja, Tante Threse, ist schon richtig:
Früher, das ist lange her.
Wie du aussiehst – die Gardine –,
das darf heute keiner mehr.
Ja, ja, auch der Schnee ist anders,
nicht so weiß wie früher mal.
Herr, erlöse dich und andre
hier aus diesem Jammertal.

In den guten alten Zeiten

Dort im Südrandkrater, hinten an der Zwischenkieferwand,
wo im letzten Jahre noch das Pärchen Brennesseln
stand,
wo es immer, wenn der Mond sich überschlägt, so gel-
lend lacht,
drüben haust in einem Panzer aus der allerletzten Schlacht

jener Kerl mit lauter Haaren auf dem Kopf und im Gesicht,
zu dem, wenn es Neumond ist, unser ganzer Stamm
hinkriecht.
Jener schlägt ein Instrument aus hohlem Holz und Sta-
cheldraht
und erzählt dazu, was früher sich hier zugetragen hat,
in den guten alten Zeiten.

Damals konnte, wer da wollte, auf den Hinterkrallen stehn.
Doch man fand das Kriechen viel bequemer als das
Aufrechtgehn.
Der Behaarte sagt, sie seien sogar geflogen, und zwar gut.
Aber keiner fand je abgebrochene Flügel unterm Schutt.
Über Tage und in Herden lebten sie zur Sonnenzeit,
doch zum Paaren schlichen sie in Höhlen, immer nur zu zweit.
Ihre Männchen hatten Hoden und ein bisschen mehr
Gewicht,
doch ansonsten unterschieden sie sich von den Weibchen
nicht,
in den guten alten Zeiten.

Damals wuchsen fette Pflanzen überall am Wegesrand,
doch sie abzufressen galt als äußerst unfein in dem Land.
Man verzehrte Artgenossen, selbst das liebenswerte
Schwein,
doch die aufrecht gehen konnten, fraß man nicht, man
grub sie ein.
Manchmal durfte man nicht töten, manchmal wieder
musste man.
Ganz Genaues weiß man nicht mehr, aber irgendwas ist dran.
Denn wer Tausende verbrannte, der bekam den Ehrensold,
doch erschlug einen Einz'lnen, hat der Henker ihn geholt,
in den guten alten Zeiten.

Wenn ein Kind ganz nackt und lachend unter einer Du-
sche stand,

dann bekam es zur Bestrafung alle Haaren abgebrannt.
Doch war's artig, hat's zum Beispiel einen Panzer gut gelenkt,
dann bekam es zur Belohnung um den Hals ein Kreuz
gehängt.
Man zerschlug ein Kind, wenn es die Füße vom Klavier
zerbiss,
doch man lachte, wenn's dem Nachbarkind ein Ohr vom
Kopfe riss.
Blut'ge Löcher in den Köpfen zeigte man den Knaben gern,
doch von jenem Loch der Löcher hielt man sie mit Hieben
fern,
in den guten alten Zeiten.

Alle glaubten an den unsichtbaren gleichen Manitu,
doch der Streit darüber, wie er aussah, ließ sie nicht in Ruh.
Jene malten ihn ganz weiß und andre schwarz oder gar rot,
und von Zeit zu Zeit, da schlugen sie sich deshalb einfach tot.
Ob die Hand ganz rot von Blut war und die Weste
schwarz von Dreck,
das war gleich, wenn nur die Haut ganz weiß war, ohne
jeden Fleck.
Und den Mischer zweier Farben federte und teerte man
oder drohte ihm für nach dem Tode Feuerqualen an,
in den guten alten Zeiten.

Und wer alt war, galt als weise, und wer dick war, galt als stark.
Und den fetten Greisen glaubte man auf's Wort und
ohne Arg.
Und wenn Wolken sich am Abend färbten, freute man
sich noch,
und man fraß ganz ruhig weiter, wenn die Erde brandig roch.
Denn vom Himmel fiel noch Wasser, und die Sonne war
noch weit,
und der große Bär, der schlief noch, in der guten alten Zeit.
Und die Erde drehte sich nicht plötzlich rückwärts und
im Kreis.

Doch man schaffte rüstig, bis es dann gelang, wie jeder weiß.
Und da war Schluss mit jenen Zeiten,
mit den guten alten Zeiten.

Und so hocken wir bei Neumond an der Zwischenkieferwand,
wo im letzten Jahre noch das Pärchen Brennesseln stand.
Und wir lauschen dem Behaarten, der sein Instrument laut schlägt.
Und wir lauschen, lauschen, lauschen nächtelang und unbewegt.
Und wir träumen von den guten alten Zeiten und dem Land,
wo man überall und jederzeit genug zu fressen fand.
Unsre Stammesmutter streichelt unser Jüngstes mit den Zeh'n,
manchmal seufzt sie: »O ihr Brutgenossen, war das früher schön,
in den guten alten Zeiten«.

Väterchen Franz

He, Väterchen Franz,
versoffner Chronist,
he, Väterchen Franz,
sag du, wie es ist.
He, Väterchen Franz, he, Väterchen Franz,
erzähle die Geschichte, erzähle sie ganz.
Nun gut. Väterchen Franz hebt an:

Seht ihr drüben, Mitbewohner, das Hygieneinstitut,
da, wo heut die weißen Riesen die Gehirne waschen? –
Gut,
genau bis dorthin reichte damals unsre Vaterstadt,
und da lebten die im Aussatz, die man nicht ertragen hat:

Der SS-Offizier, der nachts nicht schlief, sondern schrie,
und der Zoodirektor abgehalftert wegen Sodomie,
der schwule Kommunist mit TBC und ohne Pass
und der abgefallne Priester, der noch schwarze Messen las,
das Hasenschartenkind, das biss, wenn's bitte sagen sollt',
und der Schreiner, der partout so wie Jesus leben wollt'.
He, Väterchen Franz,
versoffner Chronist,
he, Väterchen Franz,
sag du, wie es ist.
He, Väterchen Franz, he, Väterchen Franz,
erzähle die Geschichte, erzähle sie ganz.
Nun gut. Väterchen Franz fährt fort.

Viele Jahre lebten sie dort zwischen Trümmern, Schrott
und Müll,
aßen Krähen, tranken Wermut, rauchten Pfefferminz mit Dill.
Ihre Haare waren lang und ihre Bärte kraus und dick,
und sie stanken wie die Füchse, jeder hatte seinen Tick:
Der SS-Offizier, der suchte Massengräber und
stach überall mit einer Eisenstange in den Grund.
Der Zoodirektor schuf aus Pappe, Polsterzeug und Draht
ein riesengroßes Tier, das seufzen konnte, wenn man's trat.
Der Kommunist, der malte rote Sonnen, prophezeite schon
für das nächste Wochenende die Weltrevolution.
He, Väterchen Franz,
versoffner Chronist,
he, Väterchen Franz,
sag du, wie es ist.
He, Väterchen Franz, he, Väterchen Franz,
erzähle die Geschichte, erzähle sie ganz.
Nun gut. Väterchen Franz fährt fort.

Und der Priester psalmodierte monoton von früh bis spät
ein aus Kurs-, Konzils- und Kriegsbericht bestehendes Gebet.

Und der Schreiner, der vermehrte meist den Wermut-
wein-Vorrat,
und das Kind baute den Ratten eine richt'ge Rattenstadt.
Und so hätten sie gelebt, vielleicht bis heute irgendwann.
Doch es fing dann diese peinliche Geschichte plötzlich an:
Töchter und die Söhne aus den allerbesten Familien
zogen, zunächst heimlich, später offen nach dorthin,
sangen rohe Lieder, tranken, liebten sich die kreuz und quer,
und sie ließen ihre Haare wachsen, wuschen sich nicht mehr.
He, Väterchen Franz,
versoffner Chronist,
he, Väterchen Franz,
sag du, wie es ist.
He, Väterchen Franz, he, Väterchen Franz,
erzähle die Geschichte, erzähle sie ganz.
Nun gut. Väterchen Franz fährt fort.

Viele schlugen sogar mit den Fäusten ihre Erbschaft aus,
schütteten die Mitgift in das Fass voll Saus und Braus.
Sie verbannten – dazu tanzend – gar den Abendlandaltar
und verleugneten ganz öffentlich die gelbe Gefahr.
Das ging nun freilich weiter als ein high-life-
Schabernack.
Voll Angst verschloss man alle Tempeltüren, auch am Tag.
Doch im Hirtenbrief erklärte unser Zeitungszar zuletzt
das saubere Empfinden unsrer Stadt als grob verletzt,
sprach dem Senat das Misstraun aus, befahl im barschen Ton
dem fetten Polizeichef eine Säuberungsaktion.
He, Väterchen Franz,
versoffner Chronist,
he, Väterchen Franz,
sag du, wie es ist.
He, Väterchen Franz, he, Väterchen Franz,
erzähle die Geschichte, erzähle sie ganz.
Nun gut. Väterchen Franz fährt fort.
Es war an einem Montag, als die Säuberung begann.

Zwanzig Bagger robbten sich zum Aussatzrevier ran.
Das Hasenschartenkind, das mit den Ratten spielte, das
bemerkte sie als erstes, brüllte, hüpfte in ein Fass.
Der SS-Offizier, der grade bohrte, hört' es schrein,
gab Alarm, legte die Stange so wie eine Lanze ein,
galoppierte auf die Bagger zu, sang das Horst-Wessel-Lied,
der Baukolonnenführer riss die Hand hoch und sang mit.
Die Baggerrachen – tief am Boden – fauchten, und in ein'
preschte, blind vor Glück und Wut, der SS-Ritter hinein.
He, Väterchen Franz,
versoffner Chronist,
he, Väterchen Franz,
sag du, wie es ist.
He, Väterchen Franz, he, Väterchen Franz,
erzähle die Geschichte, erzähle sie ganz.
Nun gut. Väterchen Franz fährt fort.

Es formierten sich die Bagger dann zu einem offenen Kreis,
rollten vor zu jenem Panzerlied. – Der Tag war glühend heiß.
Mit riesengroßen Seufzern fiel das riesengroße Tier
ineinander. Ein paar Eisenraupen knirschten drüberher.
Dann zunächst fing man mit Netzen alle Bürgerkinder ein,
warf den zappeligen Fang in große Waschtröge hinein.
Nur die Aussätzigen ließ man, und die rannten hin und her.
Doch der Kreis wurd' enger, schloss sich, und dann sah
man sie nicht mehr.
Schließlich spritzte man noch Napalm. Wollt ihr wissen,
was geschah,
wie das Hasenschartenkind zum Beispiel hinterher aussah?
Nee, Väterchen Franz,
versoffner Chronist,
nee, Väterchen Franz,
sei's, wie es ist.
Nein, Väterchen Franz, nein, Väterchen Franz,
hör auf mit der Geschichte, Kunst ist doch Genuss.
Nun gut. Väterchen Franz macht Schluss.

Feierabend

Vorstadt-Feierabend,
dick von Fliederduft.
Abendglocken schwingen vogelfrei.
Mauersegler schrei'n,
zersicheln diese Luft.
Küster kichern in der Sakristei.
Süßer Wind weht lind
und lau vorn Ehrenfriedhofhain.
Rasenmäher metzeln
Nachbarscherze kurz und klein.
Lustig flackert's Licht
im Schlachthaus auf. Die Kälber schrei'n.
Kinder lachen frank
und frei Jehovas Zeugen aus.
Komm – wir geh'n ins Haus.

Schließ die Fensterläden.
Bing mir das MG.
Zapf' ein Kännchen Schnaps vom Fass.
Schlaf' bei uns'ren Kindern.
Küss' mich, und dann geh'.
Halt – verbrenn' noch den Familienpass.
Horch, sie singen Lieder.
Gläser klingen. Siehst du was?
Öffnet man die Kragen?
Ballt man schon die Hand um's Glas?
Nein, dies Lachen kenn' ich –
alles ist noch halber Spaß.
Ich entsich're erst,
wenn man im Chor und Marschtakt lacht.
Wann beginnt die Nacht?

Braver Bass und Orgeln,
schummrig schwimmt der Tag.

Küster kneten, strampeln, keuchen schwer.
Papa's Lied lullt ein
beim Ledernackenschlag.
Orgeln überzeugen mich nicht mehr.
Nein. Ich halt' sie noch
im Fadenkreuz, die Wohnungstür.
Diesmal, Lodenröcke,
dieses Mal, da lauern wir.
Wir sind diesmal Jäger.
In die Falle tappt jetzt ihr.
Ich blas' euch Halali,
kommt, ist Feierabendzeit,
und ich bin bereit.

Vorstadt-Feierabend,
Fliederduft verweht.
Abendglocken schwingen leise aus.
Mauersegler ruh'n,
die Sichel abgedreht,
Küster hinken hungrig nach Haus'.
Kühler Nachtwind bläst
vom Fluss herauf, und Tauben gurr'n.
Frauen kichern, kau'n
die Lippen. Ihre Männer knurr'n.
Greise lecken sich
die Finger, und die Kater schnurr'n.
Langsam weicht der Krampf
im Bauch, löst sich die Hand vom Stahl
bis zum nächsten Mal.

Vatis Argumente

also wenn Vati loslegt
dann bringt er so seine
Argumente
zum Beispiel Fall Dutschke
sagt Vati
möchte ich gern mal mit sprechen
wirklich und wißt ihr
was ICH ihm dann sagen würde
lieber Rudi Dutschke
würde Vati sagen
das ist ja alles ganz gut und schön
aber kaputtschlagen
kann jeder
doch wie is denn mit
ÄRMEL AUFKREMPELN ZUPACKEN AUFBAUEN
ja Vati scheut keine
Auseinandersetzungen
und trotz allem
hat er ein Herz
für die jungen Leute
lieber Rudi Dutschke
würde Vati sagen
wissen Sie was das hieß
studieren damals
keine Bücher kein Brot kein Bier
ja
da hatte keiner
Flausen im Kopp
die Welt verbessern
und so
in alten Kommißklamotten
paarmal gewendet
so sind wir rumgelaufen
aber wir haben uns gewaschen

und wenn 's keine Seife gab
mit Sand
jawoll mit Sand
und von wegen Asta
Mitbestimmung
wissen Sie was der gemacht hat
gehamstert
daß wir was zu essen hatten
wir und die Professoren
und trotzdem
wir waren auch richtige Studenten
haben
zusammengehockt
nächtelang
die Köpfe uns heiß geredet
aber wir haben
gelernt
gelernt
gelernt
und nochmals
gelernt
und wir habens geschafft
und warum
weil wir haben gewußt
was das heißt
ÄRMEL AUFKREMPELN ZUPACKEN AUFBAUEN
ja Vati hat wirklich geschuftet
von nichts kommt nichts
das ist sein Wahlspruch
und immer sauber bleiben
das lohnt sich
lieber Rudi Dutschke
würde Vati sagen
und heute
die jungen Leute
Jammern und Wehgeschrei

paßt dies nicht
paßt das nicht
Orgasmusschwierigkeiten
wenn ich sowas schon höre
lieber Rudi Dutschke
würde Vati sagen
nun hören Sie mal gut zu
was Sie hier sehen
ringsherum
das haben WIR WIR Ihre Väter
die Sie Würstchen nennen
WIR haben das hingestellt
und darum verstehen Sie
darum
lassen wir von euch nicht sagen
wie wir zu leben haben
Sie ihr alle
streckt doch eure Beine unter unsern Tisch
wer kann das denn heute noch
macht das doch erstmal nach
ÄRMEL AUFKREMPELN ZUPACKEN AUFBAUEN
also was Vati
nun gar nicht mag
das sind die Klugscheißer
und Intellektuellen
aber gute Rasse
erkennt er sofort
lieber Rudi Dutschke
würde Vati sagen
ich mach Ihnen einen Vorschlag
ich weiß
Sie sind aus andrem Holz geschnitzt
als die meisten der jungen Leute
Sie machen sich
Ihre Gedanken
treten für Ihre Sache ein

und in vielem haben Sie sogar recht
mir paßt hier auch manches nicht
das können Sie mir glauben
als ich so alt war wie Sie
ich habe mir auch nichts gefallen lassen
hatte immer Krach
mit dem Fähnleinführer
dem Speiß
um ein Haar und
ich wäre bei der Strafkompagnie gelandet
aber bei aller Aufsässigkeit
wenn Not am Mann war
da hieß es doch
ÄRMEL AUFKREMPELN ZUPACKEN AUFBAUEN
also wie gesagt
lieber Rudi Dutschke
würde Vati sagen
ich mach Ihnen einen Vorschlag
Sie kommen zu mir
in meinen Betrieb
Personalabteilung
und in einem Jahr
in einem Jahr
sind Sie mein Assistent meine rechte Hand
und dann
steht Ihnen alles offen
na
bin mal gespannt
was er dann sagen wird
euer Rudi Dutschke
meint Vati
aber das andere ist ja bequemer
alles kaputt schlagen
würde Vati sagen
bloß nicht
ÄRMEL AUFKREMPELN ZUPACKEN AUFBAUEN

also wenn Vati loslegt
dann fragt man sich immer
was ist der bloß immer so wütend
hat er gemerkt
daß ihn keiner mehr
ernst nimmt

So sind hier die Leute

He, Fremder mit dem Hinkfuß,
ich bin der Wirt. Kommt, tretet ein.
Ich sah, wie Ihr die Kurve nahmt.
Ihr rutscht in den Graben 'rein.
Ein hübscher Wagen, schnell und rot.
Wir ziehn ihn morgen früh heraus.
Trinkt einen Schnaps vielleicht auch zwei.
Ich rat Euch, bleibt in meinem Haus.
Die sind voll Misstraun hier die Leut,
und haben Hunde scharf gemacht,
die spüren jeden Fremden auf.
Und dies ist eine helle Nacht.
Ihr sagt: Wir leben doch heute!
Ja, gewiss – aber so sind hier die Leute.

Die Leute sind verbittert, weil
die Ernte fault und auch das Geld.
Sie suchen den, der schuldig ist
an all dem Unglück in der Welt.
August, der Schäfer, hat den Mann
im Traum gesehn. Und in der Tat,
derselbe ist 's, der Papst Johann
und Kennedy ermordet hat.
Und der hat einen Hinkfuß
wie Ihr und rotes Haar wie Ihr,
fährt einen Wagen, schnell und rot,

trägt einen Kinnbart so wie Ihr.
Ihr sagt: Wir leben doch heute!
Ja, gewiss – aber so sind hier die Leute.

Hört! Ihre Hunde haben die Spur.
Sie kommen. Werft den Mantel um.
Warum ist Euer Wagen auch
so rot? Das spricht sich schnell herum.
Sie haben ihre Forken mit.
Der Schulze führt den Haufen an.
Der Mond ist voll. Das ist die Zeit,
wo keiner nachts hier schlafen kann.
Geht 'raus! Die Flucht hat keinen Zweck,
denkt nur an Euren Hinkfuß.
Und ihre Hunde sind sehr schnell
Nein, Ihr erreicht nicht mehr den Fluß.
Ihr sagt: Wir leben doch heute!
Ja, gewiss – aber so sind hier die Leute.

Sie haben ihn noch eingeholt,
die Uferböschung war zu hoch,
zu hoch für seinen Hinkfuß.
Zu weit – zu hoch. Ich sagt' es doch.
An einem Telegrafmast,
da hängt schon morgen früh ein Mann.
Er hängt an einem Hinkfuß,
am andern hängt ein Zettel dran.
Und wenn die Leute morgen früh
zum Hochamt gehen, dann lesen sie:
Hier hängt der, der der Mörder war
von Papst Johann und Kennedy.
Ihr sagt: Wir leben doch heute!
Ja, gewiss – aber so sind hier die Leute.

Für wen ich singe

Ich singe nicht für euch,
ihr, die ihr eure Riemen enger schnallt,
wenn es um Höheres geht.
Ihr, bis zum Rand voller Gefühlsmais,
ihr, die ihr nichts so hasst
wie eure eigenen verschwärten Leiber,
die ihr euch noch in Fahnen wickelt,
Hymnen singt,
wenn euch der Strahlengürtel schnürt.
Und nicht für euch,
ihr high-life Spießler mit der
Architektenideologie,
ihr frankophilen Käselutscher,
ihr, die ihr nichts so liebt
wie eure eigenen parfümierten Pöter,
ihr, die ihr euch nicht schämt
den Biermann aufzulegen,
weil der so herrlich revolutionär ist.
Nein, für euch nicht.

Ich singe nicht für euch,
ihr vollgestopften Allesfresser mit der
Tischfeuerzeugkultur.
Ihr, die ihr eure Frauen so wie
Steaks behandelt und vor
Rührung schluchzt, wenn eure fetten Köter
sterben. Die ihr grinst, wenn ihr an
damals denkt,
wie über einen Herrenwitz.
Und nicht für euch,
die ihr nur lebt, weil hier zuviel
und anderswo zuwenig Brot herumliegt. Tempelstufen-
hocker,
ihr, die ihr nichts so liebt

wie eure eigenen bemalten Bäuche,
die ihr mit blöden Haschisch-Lächeln eure
gesetzlosen Gesetze vor euch hin lallt.
Nein, für euch nicht.

Ich sing für euch,
die ihr die feige Weisheit eurer Heldenväter
vom sogenannten
Lauf der Welt in alle Winde schlägt
und einfach ausprobiert,
was richtig läuft. Die ihr den Lack, mit dem
die Architekten überpinseln,
runterbrennt von allem rissigen Gebälk.
Für euch,
die ihr die fetten Köter
in die Sümpfe jagt, nicht schlafen könnt,
wenn ihr an damals denkt, und alle
Allesfresser schnarchen hört
und nicht auf Tempelstufen hocken wollt,
solang der Schlagstock noch
die weiße Freiheit regelt,
Napalm noch die Speise für die Armen ist,
ich sing für euch.

Rudi Schulte

Dies ist die Geschichte des Kommunisten Rudi Schulte
aus Essen, 63 Jahre alt und noch immer im Betrieb.

Über den da hat noch keiner was geschrieben,
weil so richtig große Taten hat der nie vollbracht.
Und dem fehlt das Flair des Revolutionären,
was die progressiven Weiber heißer macht.
Seine Nase haben die Nazis eingeschlagen,
und er hinkt von wegen Arbeitsunfall, und

bei ihm zu Haus, da ist es nicht mal proletarisch,
so mit Sofakissen, Bronzeschäferhund.
Doch gelesen hat er viel – was seine Klasse anbetrifft.
Aber Zeit für Kultiviertes hatte er nun leider nicht.
Denn die Zeit war Kampf, und
der war Tag für Tag,
und manchmal war der auch des Nachts,
für die Sache, die so einfach –
aber schwer zu machen ist
vor und nach dem Sieg des Proletariats.

Der erzählt nicht viel, da muß man lange fragen,
weil der fragt zunächst, wem das Gesagte nützt,
daß er schon mit 12 beim Ruhraufstand dabei war,
hat auf heißgeschossene MGs gepißt.
Wurde Schlosser, wurde paarmal rausgeschmissen,
weil: die Krupps, die mögen keinen Kommunist.
Dann Rotfrontkämpferbund und dafür Zet zwei Jahre.
Und in den Betrieb zurück, weil das sein bester Kampf-
platz ist.

Und der Kampf gegen Faschisten. In den Straßen nachts
kein Licht.
Und die Frau hat wach gelegen. Flennen tat sie selbstver-
ständlich nicht.
Denn der Kampf ging weiter,
weiter Tag für Tag,
und manchmal eben auch des Nachts,
für die Sache, die so einfach –
aber schwer zu machen ist
vor und nach dem Sieg des Proletariats.

Dann folgte der Hitler-Faschismus. Und aus dieser Zeit da
gibt es nichts zu singen. Und das sind die Stationen des
Kommunisten Rudi Schulte: 1933-1934 Moorsoldat im
KZ Börgermoor. 1935 zurück in den Betrieb und Aufbau
illegaler Zellen. 1936-1939

Nostalgia

Genossinnen, Genossen, wir haben uns genossen
und auch den Wein im schwarzen Krug
und viel zu starke Sätze. Und Gitarrensaiten sprangen,
und die Nächte waren auch nicht lang genug.
Das Morgenrot, es streute seine Rosen,
und du drehtest uns noch einen Joint, Marie.
Und der Dicke mit der Warze lachte von der Wand
sein rotes Lachen auf die Bett- und Küchenabfallanarchie.

Und Tage ohne Stunden, sanfter Terror, und die Kinder
schliffen Messer an dem Luftballon.
Und meine heiseren Lieder, eure scharf geschriebenen
Blätter,
warfen wir am Abend auf die Straße vom Balkon.
Die Werks sirenen heulten, und die Leute, die wir meinten,
kamen von der letzten Schicht,
und die kannten uns viel besser, als wir sie je kannten.
Und die sangen meine Lieder, lasen eure Blätter nicht.

Die Trauer meiner Klasse,
die mir manchmal noch so süß schmeckt,
dabei denke ich an euch und mich
und an die, die diesen Krampf nicht ausgehalten haben
und die losgeschossen haben, und nicht nur auf sich.
The times they are a-changin. und die Trauer schläft in
der Gitarre.
Weck sie nicht mit deinem Schrei.
Pack die Sachen, die dir wert sind,
sag Adieu zu deinen Leuten.
Diese himbeerrote Reise ist jetzt auch vorbei.

Genossinnen, Genossen,
wir haben uns genossen und auch den Wein im schwar-
zen Krug.

Hinter den viel zu starken Sätzen, den zersprungenen
Gitarren,
hörten wir auch die Signale nicht mehr klar genug.
Das Morgenrot, es streut schon seine Rosen,
in den Straßen stehen Leute, und die singen schon.
Und es werden immer mehr.
Die brauchen neue Lieder, neu geschriebene Blätter.
Also los, kommt runter vom Balkon.

Kommt an den Tisch unter Pflaumenbäumen

Kommt an den Tisch unter Pflaumenbäumen
der Hammel ist gar überm Lauch
Paprika soll uns im Halse brennen
der reife Kartoffelschnaps auch
Lachen wollen wir wieder wie damals
bis morgens der Nachtvogel schreit
Wieder gute Geschichten erzählen
von damals und von dieser Zeit
denn unsere Sache, unsere Sache, die steht nicht schlecht

Sicher, wir sind ganz schön mitgenommen
die Stimmen sind heiser vom schreien
Töne gibt's da manchmal im Lachen
da muss man schon vorsichtig sein
Misstrauisch sind wir beim Spaß geworden
nein machen wir uns da nichts vor
Schmaler Verdacht in den Augenwinkeln,
die Hand am geschlitzten Ohr
Doch unsere Sache, unsere Sache, die steht nicht schlecht

Erzählt von euren Fahrten, Genossen
von Chile und wie man da singt
Hanoi, von den Großen unbesiegt
und wie man die Ernte einbringt

Vom Vollmond über Havanna der Schönen
im Schutz von Raketen aus Stahl
vom Donetz erzählt, von georgischen Festen
erzählt bei unserem Mahl
denn unsere Sache, unsere Sache, die steht nicht schlecht

Sicher sind auch unsere Schwierigkeiten
das einfache ist ziemlich schwer
Vorsicht ist in unsere Träume geschlichen
die Maultrommel spielen wir nicht mehr
erzählt aber von den Streiks und Aktionen
von den Festen und von unserem Spaß
und wie allmählich die Steine tanzten
die Mauern aus Dummheit und Hass
und unsere Sache, unsere Sache, die steht nicht schlecht

Also kommt an den Tisch unter Pflaumenbäumen
der Hammel ist gar überm Lauch
Paprika soll uns im Halse brennen
der reife Kartoffelschnaps auch
Harmonika spielen wir und Trompeten
elektrischen Bass und Schalmel
und werden noch unter den Bäumen liegen
wenn morgens der Nachtvogel schreit
denn unsere Sache, unsere Sache, die steht nicht schlecht
denn unsere Sache, unsere Sache, die steht nicht schlecht

Aus dem Roman »Zündschnüre«

In Leverings Schuppen war leicht reinzukommen. Tatsächlich bestand auch die Rückwand der Eckstube aus Holz, waagrecht genagelten Fichtenbrettern. Sie hatten nur paar Latten hinten aus Leverings Schuppen brechen müssen. Ein Loch in die dahinterliegende Rückwand zu sägen, war schon schwieriger gewesen. Sie hatten es aber in einer

Nacht geschafft. Die Sägerei war im Lärm der Bahnflak untergegangen. Dann hatten sie Tünnemann, den kleinsten und dünnsten, hineingeschoben, und der hatte nach einer Weile Karton auf Karton herausgereicht, die anderen hatten sie in Leverings Schuppen gestapelt. Dann kam Flasche um Flasche aus dem Loch.

Draußen wurde es schon hell, als Tünnemann zurückkroch. So, sagte er, die Eckstube ist leer, und in die anderen Räume kommt kein Schwein rein. Stahltür, bestimmt fünf Zentimeter dick. Die ausgesägten Stücke mußten sie dann noch wieder einsetzen, die Kartons und Flaschen unter Holzstapeln verstecken. Und in der darauffolgenden Nacht holten sie alles ab im Bollerwagen, bei dem sie die Räder mit Verbandszeug umwickelt hatten.

In den 427 Flaschen war Schabau, klarer Schnaps von der billigen Sorte, und die dreihundert Kartons waren vollgepackt mit Parisern, Marke Fromms Act.

Berta Niehus hatte eine ganze Weile überhaupt nichts gesagt, bloß auf die Kartons gestarrt, in der Hand eine Flasche Schabau, aus der sie hin und wieder paar Schlückchen nahm. Dann hatte sie aber losgelegt. Eine Enttäuschung, darüber gibt es nichts hinwegzuschwindeln. Über den ordinären gleichwohl trinkbaren Fusel soll nicht weiter die Rede sein. Sie werden sich freuen, die Männer und Frauen, sich besaufen bis es ihnen aus den Ohren wieder hinausläuft. Der Sache allerdings wird das nicht dienen. Dein Vater, lieber Spormann, würde sämtliche Flaschen sofort entkorkt, den Inhalt in den Ausguß geschüttet und das leere Glas für Nützlichendes verwendet haben. Ich brings nicht übers Herz. Aber hier, diese überwältigende Menge an Kondomen, der Kriegsvorrat für zwölf Kompanien, nein, das ist einfach – und so weiter.

Die Pariser behielten sie unter Verschuß, gaben hier und da mal paar ab, Stacho kriegte natürlich paar Kartons, der Schabau wurde verteilt und ziemlich schnell getrunken, so

daß heute, an Ninas Geburtstag, nirgendwo mehr eine Flasche aufzutreiben war.

Vor allem fehlten Kartoffeln, sagte Stacho, und Brot. Aber wie rankommen, fragte Fänä. Auf die Lebensmittelkarten gab es jetzt kaum noch was, die Hamsterei bei den Bauern wurde immer gefährlicher, außerdem hatten sie nichts zum Tauschen. Die Schlingen in Döhmanns Busch blieben meistens leer. Ein Rehbock war dringewesen vorige Woche, das war auch alles.

Die Feier ging zu Ende, weil einige zur Nachtschicht mußten. Man rief noch bißchen herum, und dann war die Wiese wieder leer.

Lorenz Fuchs, sagte Fänä, daß ich da nicht eher drauf gekommen bin. Sie setzten sich auf Meurischs Mauer. Nun was denn, fragte Tünnemann, was ist mit deinem Lorenz Fuchs. Fänä erklärte, Lorenz Fuchs wär doch Rangiermeister. Der wüßte, welche Waggons für die Marketenderei bestimmt wären. Na da weiß er auch was, sagte Sugga. Und wenn wir das dann auch wissen, sagte Fänä und redete weiter und weiter, und die anderen kriegten Stielaugen. Als er fertig war sagte Zünder, verdammich so was. Verdammich wenn das klappt.

Wer soll nach Lorenz Fuchs gehen, fragte Viehmann. Tünnemanns Oma, sagte Fänä. Und da wurden alle für eine Weile ganz still. [...]

Lorenz Fuchs sollte nichts weiter tun als einen Waggon für die Marketenderei aussuchen, mit einem Kreidestrich unterhalb der Plombe kennzeichnen und ihn beim Rangieren mit paar anderen leeren aufs Abstellgleis 3 rollen lassen. Berta Niehus sagte, nein, nicht mit diesem verwachsenen Faschisten, obwohl Tünnemann sich Mühe gegeben und vor allem lange darüber gesprochen hatte, wie und was sie alles aus dem Waggon herausholen wollten. Viehmann mischte sich ein, sprach davon, daß man auch mal was tun müßte, was einem nicht paßte aber der Sache diene. Die Alte sagte, solche Worte aus deinem Mund klingen höchst

unglaublich. Fort, und kommt mir nicht noch einmal damit.

Die hat Blut geleckert, sagte Tünnemann, ich kenn doch unsere Oma. Paar Tage, dann isse weich.

Schon am nächsten Tag ließ sie wissen, daß sie mitmachen wollte. Ich werde mit ihm reden, und zwar nachts im Bunker, da, wo er sich aufzuhalten pflegt. Und ich werde ihm nichts ersparen bei diesem Rencontre in der Kasematte.

Sie trug zu diesem Zweck Schwarz, graues Kopftuch und Handschuhe, und als Tünnemann sie rüberschob in Block 4, seufzte sie so daher und murmelte was von Opfer und dergleichen. Du scherst dich aber fort, sagte sie zu Tünnemann und in genau fünf Minuten bist du wieder bei mir, um mich fortzuschaffen von diesem Kretin.

Lorenz Fuchs hockte allein und lesend auf einem Bänkchen und schreckte hoch, als Berta Niehus sagte, auf, ich habe mit dir zu reden, dort rüber ins Eck. Tünnemann ging, rauchte eine Zigarette, kam zurück und sah wie beide aufeinander einredeten, zog wieder ab, kam wieder, und nach genau zwei Stunden war es noch immer genau dasselbe. Die anderen meinten, das war ein gutes Zeichen, und so war es auch.

Nachher erzählte Berta Niehus nur, die Sache ginge in Ordnung, wären gerade zwei Waggons da fürs Vorratslager. Einen davon würde Fuchs abrollen lassen mit zwei leeren, morgen schon. Nicht, daß wieder Pariser drin sind, sagte Tünnemann. Aber die Alte sagte, unmöglich. Zwar enthalten die Frachtbriefe keine Angaben über den Inhalt, der Feind, meinen sie, lese mit. Aber beide Waggons kommen aus Frankreichs Süden. Sie enthalten Waren von dort, und das sind keine Kondome, verlaßt euch darauf.

Abstellgleis 3 war ein totes Gleis auf einem niedrigen Damm mitten zwischen Schrebergärten und lief von der Hauptlinie bis kurz vor den Damm der rheinischen Nebenlinie, an dem, jenseits der Schrebergärten, der umgebaute Eisenbahnwaggon Erster Klasse von Niehus' lag. Von

Niehus' Waggon führte ein Gang eins mal einsfünzig mit zwei geräumigen Kammern quer unter dem hohen Damm der Nebenlinie hindurch. Der Eingang befand sich unter den Dielen im Schlafraum von Tünnemann und seinen jüngeren Schwestern, der Ausgang zwischen Ginsterbüschen auf der Seite der Schrebergärten. Und von da bis zum toten Ende von Abstellgleis 3, wo der Waggon zwischen zwei anderen leeren stand, waren es knapp vierhundert Meter. Nicht weit, aber einen befahrbaren Weg gab es nicht. Also mußte das Zeug vom Waggon bis zum Loch zwischen den Ginsterbüschen getragen werden, und zwar auf zwei Bahren über den Trampelpfad, immer am Bahndamm entlang. Bahnpolizei mit Hunden schlich nachts im Gelände herum, seltener natürlich beim Abstellgleis 3, trotzdem mußte alles sehr schnell gehen. Schließlich mußte, und das war sehr wichtig, der Waggon nachher gesprengt werden, damit es so aussah, als ob eine Bombe getroffen hätte, weil nämlich die Bullen von Tag zu Tag schärfer wurden, beim geringsten Verdacht alles durchsuchten, und wenn die was fanden, dann war es aus. Sie nannten das nämlich Plünderi, und darauf stand Todesstrafe. Und darum saßen sie an einem Nachmittag Mitte August 1944 in Niehus' Eisenbahnwaggon Erster Klasse und machten aus zwölf Pioniersprengkörpern, das Stück zweihundert Gramm, zwei geballte Ladungen. Der Sprengstoff mit Zubehör in zwei Kisten war im vorigen Winter von einer Pioniereinheit in Bohrs Hof zurückgelassen worden, nachdem Viehmann sie unter einen Holzstoß geschoben hatte. Warum sie nicht eine Panzerfaust nahmen, wollte Sugga wissen, das wär doch viel einfacher. Weil die bloß auf Eisen geht, sagte Fänä, bleibt da hängen und schweißst sich richtig ein. Und der Waggon ist Holz, da klappt das nicht. Er untersuchte die Zündkappen. Vorsicht, sagte Tünnemanns Oma, das Sägemehl darf nicht herausgekratzt werden. Ganz leicht ausklopfen. Gib her. Schiebt mich vor die Tür. Dort werde ich die Zündschnüre anwürgen, und

zwar mit den Zähnen. Isolierband brauch ich, Faden und Schere. Kommt nicht in Frage, sagte Tünnemann. Aber Berta Niehus lachte, dutzendmal hab ich das täglich gemacht im Februar 19, als die Truppen von General Watter aus Münster auf Essen marschierten. Wir verließen, wo es nicht anders ging, die Straßensperren und sprengten sie in die Luft, wenn die Weißen sie gerade beseitigen wollten. Sie schob sich mit ihrem Rollstuhl an den Rädern nach draußen, sang dabei »dem Karl Liebknecht, dem haben wir geschworen, der Rosa Luxemburg reichen wir die Hand«. Die Hühner im Vorgärtchen hörten auf zu gackern. Zünder, der auf dem Dach hockte und aufpaßte, sagte, wenn du inne Luft fliegst, fang ich dich auf. Aber das hörte sich nicht lustig an. Die anderen saßen in der Stube, beobachteten durch die halboffene Tür die Alte, wie sie die Zündschnur in die Kapsel drehte, an den Mund nahm, weiterdrehte, das weiche Blech der Kapsel mit den Zähnen an die Schnur drückte. Tünnemann hielt eine Hand vor die Augen, alle schwitzten, und aus der Nebenstube piepsten Hannelore und Doris, Tünnemanns jüngere Schwestern, die Kaufladen spielten mit Kieselsteinen und Sand. Geschafft, rief Berta Niehus. Holt mich hinein. Dann bündelten sie die Sprengpatronen zu je sechs mit starkem Bindfaden, die Alte schob vorsichtig die präparierten Zünder in die Zündkanäle, verknotete sie mit den gebündelten Sprengpatronen und sagte, hier im Innern der Zündschnur befindet sich eine Pulverseele, sie brennt einen Zentimeter in der Sekunde. Wir haben je einen Meter, also habt ihr mehr als ein Minute Zeit, das genügt. Sie schnitt die Schnüre schräg an, überklebte die Schnittstellen mit Isolierband. Eine Ladung packt ihr ins Innere vom Waggon, stellt Zeugs drumherum und legt dann was drüber, aber so, daß die Zündschnur heraushängt. Die andere Ladung hängt an den Puffer des leerstehenden Waggons daneben. Dann zieht ihr die Isolierbandstücke hier vom Ende der Schnur, haltet den Kopf des Streichholzes auf die dann

freiliegende Pulverseele und reißt es an mit der Schachtel. Kurz hinhören, und wenn es dann leise zischt, ab, so schnell wie ihr könnt. Ihr lauft hundertfünfzig Meter, werft euch zu Boden, Arme über dem Kopf gekreuzt, und steht nicht eher wieder auf, als ihr es krachen hört, zweimal natürlich. So, und das werden wir einige Male proben.

Als die ersten Bomber nach Norden über sie wegflogen an die Ruhr, war es noch hell. Ist soweit, sagte die Alte und heulte beinahe, weil sie nicht mitmachen konnte. Sie schoben den Schapp im Schlafraum beiseite, krochen in den Gang und auf Knien dann weiter, hielten dabei die Bahren und darauf die Sprengladungen. Sugga öffnete die Gullyplatte, auf die sie Grasfrasen geklebt hatten. Sie kletterten raus, hockten sich ins Ginstergebüsch, warteten.

Die ersten B 17 kamen zurück von der Ruhr, warfen über der Stadt noch paar Brocken runter. Langsam wurde es dunkel. Dann brummte die zweite Angriffswelle heran, und sie rannten los, Fänä und Viehmann, Tünnemann und Zünder mit ihren Bahren, Sugga blieb zurück bei den Sprengsätzen im Ginster.

Die Bahnflak war voll in Gang, als Fänä die Plombe löste, Riegelstange zurückwarf, die Tür aufschob und in den Waggon kroch. Er rollte die Tür gleich wieder hinter sich zu, Taschenlampe knipste er an und sah um sich herum Fässer, nichts als Fässer, senkrecht übereinandergestapelt. Fünfzigliterfässer, schätzte er, rüttelte an einem, es gluckerte, und es roch eigenartig, nicht nach Schabau, aber ähnlich. Lateinische Zahlen waren draufgemalt und Wörter, wahrscheinlich Französisch, und eins verstand Fänä: *vin*.

Einen Augenblick dachte er, alles liegen und stehen lassen und ab. Er öffnete die Tür, Viehmann kletterte rein. Wein, sagte Fänä, Wein, Wein und nichts wie Wein. Verdammich, daß wir immer son Pech haben müssen. Egal, flüsterte Viehmann, was da ist, ist da, also los.

Sie rollten die Fässer zur Tür, Zünder und Tünnemann nahmen sie an, je zwei paßten auf eine Bahre. Sie rannten

los, warfen die Fässer ans Loch, wieder zurück und nochmal das gleiche und nochmal und dachten, die Arme würden ihnen abbrechen.

Dann war in der Luft wieder Ruhe. Sie brachten die Fässer ins Loch, und als die dritte Angriffswelle heranbrummte, rannten sie zum vierten Mal los, diesmal mit beiden Sprengsätzen auf den Bahren. Und während Zünder und Tünnemann mit beiden leeren Bahren zurückliefen, brachten Fänä und Viehmann die geballten Ladungen in Stellung. Fänä schob das Paket in eine Lücke zwischen paar Fässer, Viehmann knotete seins an den Puffer am Nebenwagen. Fertig, rief er, bei drei. Sie zählten laut, es zischte. Fänä sprang aus dem Waggon, sie rannten los, warfen sich nach hundertfünfzig Metern platt auf den Boden, Arme über dem Kopf gekreuzt. Noch paar Sekunden, dann kam es zweimal kurz hintereinander. Splintern und Krachen. Sie warteten noch einen Augenblick, liefen wieder zurück. Ihr Waggon war in der Mitte gebrochen, Dach abgefetzt, Seitenwand ganz rausgerissen, und am Nebenwagen fehlten die Räder, Bremshäuschen abgesprengt. Sie hörten Plätschern, lachten und rannten rüber zum Loch.

Die Fässer mußten sie noch in den Kammern im Gang verstauen. Das dauerte seine Weile, aber dann saßen sie in der Stube am Tisch in Niehus' Eisenbahnwaggon Erster Klasse. Klara und Rosa, Tünnemanns ältere Zwillingsschwestern, waren auch da, Hindenburglichter brannten, sie tranken aus Tassen, lachten, erzählten, Hannelore und Doris schliefen am Boden, und Berta Niehus sagte, nun ja, sechshundert Liter Wein aus Burgund, beste Lage. Zwar hatten wir anderes erwartet, trotzdem, wir sollten jetzt glücklich sein. Und das waren sie auch.

Sechshundert Liter Wein sind sechshundert Liter Wein. Weil nicht jeder ein ganzes Faß haben konnte, mußten sie abfüllen in Flaschen, Pötte, Ullen, Kannen, Einmachgläser

und Büchsen. Ich kanns nicht mehr riechen das Zeugs, sagte Zünder. Warte, sagte Tünnemann, in paar Wochen lecksse dir die Finger danach. Das war nämlich immer so, wovon man gerade genug hätte, das wollte man nicht, und andersrum, wenn nichts davon da war, war man verrückt danach. Sie hockten in der größeren Kammer im Gang unterm Bahndamm, nahe beim Ausgang, damit Luft reinkam, hatten wieder mal abgefüllt und ruhten sich aus. Alles und jeder roch nach Wein, die Karbidlampe zischte leise, und sie waren ziemlich benebelt. Fänä spielte Sonate A-Dur von Mozart.

Davon, sagte Sugga, von deinem Mozart, da kann man aber genug von kriegen. Viehmann, der auf einem Ziegenfell lag, Kopf an ein Faß gelehnt, nahm einen tiefen Schluck aus der Blechdose neben sich. Im Wein, sagte er, ist Wahrheit, das ist `n Sprichwort und da ist auch was dran. Anders wie bei Schabau, bisse so duhn. Nee Wein – er drehte mit der gespreizten Hand einen Halbkreis vor seinem Gesicht, lächelte und schloß die Augen. Wie son Pastor spricht der, sagte Sugga.

Zünder saß auf seinem Faß, Kopf auf die Fäuste gestützt. Bei den Katholischen, sagte er, trinkt sich der Pastor jeden Morgen einen an mit Wein, aber den andren gibt er nichts ab, die kriegen bloß Stückskan Eßpapier, und sagt ihnen, das wär Fleisch von Jesus. Gelogen, sagte Tünnemann, das glaubt doch kein Schwein. Zünder lachte böse. Das meinte er, Tünnemann, aber die Schwarzen hielten alles für wahr, was ihr Pastor sagte. Wenn der seinen Wein intus hat, dann hat er die Wahrheit, glauben die. Und weisse warum? Zünder hielt ein Einmachglas mit Wein vor die Karbidlampe. Der Wein leuchtete rot und funkelte. Weil die nämlich glauben, das wär Blut, Blut von Jesus. Sie guckten alle auf das Einmachglas, sprachlos. Tünnemann sagte, hör auf, mir wird schlecht.

Sie gingen raus auf den Werkplatz. Der Frühling war ausgebrochen, Meisengezwitscher, Geruch nach Erde, und es war wie im Sommer, blauer Himmel ohne Flieger, und sie zogen sich ihre Jacken, Hemden und Blusen aus und ließen sich von der Sonne bescheinen. Die Männer machten Witze, die Frauen und Mädchen gibbelten. Ein Wetter zum Vögeln, dachte Fänä, und nicht zum Schießen, als sie aus dem unterirdischen Gang die Waffen über die Rampe ins Werk schleppten, vorsichtig und geduckt, zwei Panzerfäuste, drei Karabiner, Kisten mit Munition, Handgranaten und zum Schluß das MG 42. Pjotr, Stepan, Lena und Nina und auch die anderen Russen wurden von Stacho eingeteilt. Um Mittag, die meisten hockten, lagen und saßen auf dem Rasen im Russenlager, heulte es plötzlich auf, alle sahen erstaunt in den Himmel, nichts war zu sehen, da kam der Einschlag, und alle liefen zurück in den Bunker. Amerikanische Artillerie schoß aus den Bergen im Süden. Stacho sagte, weiße Fahnen müßten jetzt raus an die Häuser, und sie rannten los, holten Betttücher aus den Schränken, hängten sie aus den Fenstern. Fänä und seine Mutter wollten gerade zurück in den Bunker, als sie von oben bei Pottmanns Haus Schreie und Schüsse hörten aus einer MP. Ein offener Mercedes mit vier SS-Leuten fuhr langsam die Straße herunter, und die SS-Leute zielten mit den MPs in die Fenster mit weißen Tüchern und schossen. Sie warfen sich auf den Boden. Eine Geschosßgarbe traf die Lampe und das Glas im Schrank, und dann hörten sie einen SS-Mann durch eine Sprechtüte schreien: Weg mit den weißen Fetzen, in einer Minute ist alles verschwunden, Verräter werden sofort erschossen.

Fänä kam neben dem Fenster hoch, sah gerade unter sich den offenen Wagen mit den SS-Bullen, hatte die siebenfundsechzig Walther schon in der Hand und zielte, da riß seine Mutter ihn wieder zu Boden. Ob er verrückt war. Los, das Bettuch reinziehen, und sie zog auf dem Boden liegend das Bettuch ins Zimmer zurück. So, rief der SS-

Bulle nach einer Minute, und jetzt in den Bunker, aber dalli dalli. Sie liefen runter, an dem Mercedes vorbei, und die SS-Leute ballerten über ihre Köpfe hinweg und lachten und lachten. Überall waren die weißen Tücher verschwunden. Dann fuhr die SS wieder ab in die Oberstadt.

Fänä hatte Bauchschmerzen vor Wut. Und einen Plan. Er wollte mit Handgranaten zurück in das Haus, Viehmann sollte gegenüber ein Bettuch hissen, und wenn der Mercedes zurückkam, würden er, Zünder, Tünnemann und Sugga aus Spormanns Fenster die Handgranaten in den offenen Wagen werfen. Aber Stacho sagte, nein, sie schicken nicht Kinder vor wie die Faschisten. Das machen wir selbst, aber sie könnten helfen dabei.

Hinterm Kanisterbau her schleppten sie das MG 42 in das Bürogebäude, rauf in den ersten Stock und in ein Direktionszimmer, schoben den Schreibtisch ans Fenster, schlugen die Scheibe ein und brachten das MG auf dem Schreibtisch in Stellung, Stacho, Lena aus Minsk, Fänä und Viehmann, und Viehmann setzte sich in einen dicken Sessel, rauchte eine Zigarre, die er im Schrank gefunden hatte. Nett ham die's hier, sagte er. Pjotr und Erna Trietsch, Stepan und noch zwei andere Russen lagen gegenüber in der Meisterbude von der Faßabteilung mit Panzerfäusten und Handgranaten, und Anna Spormann und Herta Ronsdorf ließen zwei riesige weiße Tücher, Tischtücher und Betttücher aneinandergenäht, vom oberen Stock der Kanisterabteilung hinunter. Zwei Russen mit Karabiner waren bei ihnen, Tünnemann, Zünder und Sugga.

Die Artillerie hatte sich eingeschossen, und überall in der Stadt detonierten Granaten. Irgendwo in der Oberstadt schoß ein MG. Sie hörten das Rasseln von einem Panzer, und dann war mit einem Mal wieder Ruhe.

Und dann sahen sie den Mercedes die Straße herunterkommen, direkt aufs Werk zu, stehend die drei SS-Leute, einer neben dem Fahrer, die beiden anderen hinten, fuhren langsam durchs Werktor, die MPs auf die weißen Tücher

an der Kanisterabteilung gerichtet. Fänä hockte über dem Munitionskasten, aus dem die Patronenkette mit fünftausend Schuß in den MG-Schlitz lief, rechts vom MG kniete Lena aus Minsk mit Asbesthandschuh und den Ersatzläufen, und Stacho, Arme auf den Schreibtisch gestützt, Finger am Abzug, rauchte und murmelte Russisches vor sich hin. Dann schoß die SS im Fahren, und als sie in Höhe des Fensters waren, krümmte Stacho den Finger. In einer halben Minute war alles vorbei. Ein SS-Mann lebte noch, brüllte und hielt sich den Bauch, und er brüllte noch, als ein zweiter Mercedes die Straße herunterraste aufs Werk zu. Sie hörten vom Viadukt her Schüsse, der Wagen raste am Werktor vorbei an die Rampe und wollte von hinten an den Kanisterbau ran, kam aber nicht soweit. Zwei Panzerfaustladungen trafen den Wagen, drei SS-Leute konnten noch rausspringen, fielen aber, ehe sie die Faßabteilung erreichten, in die detonierenden Handgranaten von Pjotr und Erna Trietsch.

Und dann marschierten durchs Werktor Gertrude Rosenkranz mit geschultertem Karabiner, Schahlie, der Anna Kusnewski stützte, dahinter Clemens und Schang, und Schang spielte wahrhaftig auf seiner Geige. Stacho verdeckte die Augen mit seiner Hand und sagte ein paar Mal sehr laut: Njet. Wir haben sie am Viadukt aufgehalten, schrie Gertrude Rosenkranz, die Polin ist in den Wehen, schnell.

In der Nacht kam ein Mädchen auf die Welt, und am nächsten Morgen kamen die Volkssturmmänner zurück. Weit und breit nichts, sagte Ewald Stumpe, die Reste von der Wehrmacht sind mit unserer Hilfe geflohen, die Amerikaner sind an der Stadt vorbeigezogen nach Osten mit Kanonen und Panzern. Er stand mitten auf dem Werkplatz, hielt seine Pappnase in den lauen Wind. Merkt ihr das, riecht ihr das nicht sagte er. Sowas gibt es ganz selten. Die einen sind weg und die anderen noch nicht da. Ein Loch, und da müssen wir rein.

Er, Makewka und der kleine Pottmann zogen wieder los diesmal ins Rathaus, und abends kam Stumpe zurück, Decken holen zum Übernachten. Der Kleine sitzt im Bürgermeisterzimmer, erzählte er, sind nur paar Leute da, Alex Schulte ist auch rübergekommen. Die Faschisten sind alle geflohen, und von den Bürgerlichen rührt sich kein Mensch.

Am nächsten Tag wurde das Vorratslager der Wehrmacht geplündert von Leuten aus der Oberstadt, und Bernhard Schlüter holte Stacho und Pjotr, um die Plünderer zu vertreiben. Pjotr der Franzose vom Zweigwerk bewachte mit ein paar Leuten die Läden in der Stadt, und Lena aus Minsk und die anderen Russen aus dem Werk kümmerten sich um die Zwangsarbeiter und Kriegsgefangenen, die aus den Lagern heraus in die Stadt gekommen waren.

Fänä Spormann, Viehmann Ronsdorf, Tünnemann Niehus, Zünder Krach und Sugga Trietsch saßen auf Meurischs Mauer, horchten in die Stille, suchten den Himmel ab, nichts. Da sagte Viehmann, ich halte das nicht mehr aus, das Warten, wir fahren einfach mal los. Gute Fahrt, sagte Tünnemann, und sie kümmerten sich nicht weiter um das Gerede von Viehmann, der aufgesprungen und losgegangen war. Dann hörten sie Motorengeräusch, und die Straße herunter kam der DKW Kabriolett Typ Reichsklasse von Doktor Strathmann junior, und in dem Auto saß Viehmann Ronsdorf, hielt vor Meurischs Mauer, Zigarette im Mundwinkel, linker Arm hing über die linke Wagentür, rechter Arm um das Lenkrad. Er gab im Leerlauf Gas und sagte, wer will denn mal mitfahren mit dem Onkel? Und dann fuhren sie durch die Oberstadt, den Südhang hoch auf die Landstraße und in die Berge, und der Wind sauste in ihren Ohren. Weidenkätzchen und erstes Grün überall, Zugvögel über ihnen, und sie sangen »Dem Morgenrot entgegen, ihr Kampfgenossen all. Bald siegt ihr allerwegen, bald weicht der Feinde Wall. Mit Macht heran und haltet Schritt, Arbeiterjugend, will sie mit? Wir sind

die junge Garde des Proletariats«. Und dann sahen sie im Graben vor sich einen Matrosen mit einer Gitarre. Viehmann hielt an, der Matrose stieg ein, erzählte daß er seit Wochen unterwegs sei von Kiel runter durch alle feindlichen und freundlichen Linien. Mit einer Gitarre, sagte er, kann dir überhaupt nichts passieren. Und sie fuhren zurück in die Stadt, und der Matrose schlug die Gitarre, sang ein Lied, das ihnen sofort gefiel und das Fänä gleich mitspielen konnte, und als sie durchs Viertel fuhren an den lachenden Leuten in den Fenstern vorbei, sangen sie alle:

Am sechsten kurz nach Mitternacht
da hat es plötzlich Bums gemacht
da kam wie lang erwartet schon
chep chep doodle dutch die Invasion.
Offiziere Helferinnen
wälzen sich im weißen Linnen
da ertönt durchs Telefon
chep chep doodle dutch die Invasion.

Ein Schnellboot fährt um Mitternacht
auf Überraschung sehr bedacht
die Bordkanone knattert schon
chep chep doodle dutch die Invasion.

Lastensegler Fallschirmspringer
und so andre nette Dinger
Bombenangriff monoton
chep chep doodle dutch die Invasion.

Aus dem Roman »Brandstellen«

Kurz vor Hannover merkte Bruno Kappel, daß er verfolgt wurde.

Er war dösend gefahren, kaum über einhundertzehn, hatte Musik gehört, »Quadrophonia« von Pete Townshend und The Who, über vier Lautsprecher, Rekorder voll aufgedreht. Das entspannte ihn. Als er sich reckte, den Rücken ins Polster drückte, die Arme streckte, Hände um das Lenkrad ballte, aufwachte aus diesem Halbschlaf, wußte er auch, daß er den BMW Zwoacht, weiß, wie sein eigener, die ganze Zeit über mit halbgeschlossenen Augen im Rückspiegel beobachtet hatte.

Mal sehen, sagte er laut und vollwach, stellte die Musik ab, fuhr auf die linke Spur, gab Gas. Der BMW hinter ihm folgte, folgte auch, als er später hinter einem VW-Bus wieder rechts einrückte. Noch einmal machte Kappel das gleiche Manöver, noch einmal machte der Wagen hinter ihm mit. Man läßt einen typ- und farbgleichen Wagen folgen, überlegte Kappel, man will also, daß ich weiß, ich werde observiert. Warum?

Lange vor der Einfahrt zur nächsten Raststätte blinkte er, bog ein, lenkte an der Tankstation vorbei auf den Parkplatz. Der BMW HH DM 893 folgte, parkte zwei Wagen neben ihm. Kappel nahm aus dem Handschuhfach eine Schusterahle, steckte sie ein, stieg aus, schloß ab.

Ein Endzwanziger, bißchen kleiner als Kappel, bartlos aber mit langen Koteletten, ging vor ihm her, zögerte im Lokal, setzte sich dann an den Nebentisch. Kappel bestellte Jägerschnitzel und Cola. Der Mann am Nebentisch bestellte das gleiche. Ich werde ihn Bobo nennen, so sieht der aus, sagte Kappel zu sich, stand auf und sagte zu dem Mann am Nebentisch: Der gleiche Wagen, die gleiche Speise, ist das nicht doch übertrieben, mein Freund? ging weiter in Richtung Ausgang-Toilette, tauchte unter in einer Belegschaft Betriebsausflügler, die lachend und laut und schon ziemlich

benebelt hereinkamen. Draußen drückte er sich am Gebäude vorbei, ging auf einem Umweg zum Parkplatz. Der lag hinter hohen Büschen und war vom Lokal aus nicht einzusehen. Niemand war in der Nähe.

Er zog die spitze Schusterahle aus der Tasche, holte mit gestrecktem Arm von hinten aus, stach zu in den rechten hinteren Reifen, und die drei anderen Reifen stach er genauso an.

Ohne sich noch einmal umzusehen, setzte er sich in seinen Wagen und fuhr wieder los.

Bruno Kappel, 34, Rechtsanwalt in Hamburg, war auf der Fahrt zur goldenen Hochzeit seiner Eltern in seiner Geburts- und Heimatstadt im südlichen Ruhrgebiet. Gezeugt, geboren, erwachsen war er da und hatte sie dreitausendmal und noch mehr verflucht, diese Stadt, und geliebt und gehaßt: den Ruß, der im Westwind flockte, und den Gestank von gelöschtem Koks im Nordwind und immer den Mief aus Stielmus und Angst und Flieder; die Kumpanen, ach ja die Kumpanen; die Höhlen am Bahndamm und erstes Vögeln bei den Kaninen; und Doris und Tom und die anderen, Spormanns zum Beispiel, trocken und wortarm, arbeitend für ihre Klasse Tag und Nacht; und Tore jagen im Schnee, und bei Sonne auf Asche; die Schule, ach ja die Schule, und das Geschrei von Mauerseglern am Abend; der quakende, schleppende Slang (»bisse au ma widda da?«); Tante Threse mit der Gardine, singend und kreischend vor dem Altar in Strathmanns Garten; Flieder und Amselflöten zur Maiandacht; und die Mutter, rothhaarig und lachend, und schlagend und schimpfend vor Angst und Schrecken vor allem, was so passierte (»eigenartig, als wenn ich es gehnt hätte!«), der Vater, schwerhörig und fromm, bespucktes Flüstergitter im Beichtstuhl, violett, die Farbe der Buße, die Farbe vom Flieder (»dreimal allein und zehnmal mit anderen, nein, mit Mädchen, und unterm Holderstrauch«); schwere Hämmer auf schweres Blech und

Fässerrollen, und Quietschen und Rollen auf dem Rangierbahnhof, und die Glocken von Sankt Anna. Kappel war satt davon. Heimahat, Haheimat, sang er. Ausgestiegen war er da, aufgefahren in den Himmel – und jetzt kam er mal wieder zurück.

Was? fragte Doris, die gerade mit den Kindern ankam, was hast du aus Liebe getan? Eine ganze Flasche Korn ausgetrunken, sagte Kappel. Sie verabschiedeten sich. Wann er wieder mal herkomme. Zur Diamantenen Hochzeit, sagte Kappel. Er fuhr noch einmal zu seinen Eltern, um den Wagen vor der Tür abzustellen.

Schön, daß du wenigstens heute abend noch mal kommst zum Muttertag, sagte Cläre Kappel. Sein Vater flüsterte ihm zu: Blutschänder.

Nach dem Essen setzten sie sich vors Fernsehgerät. Kurz vor neun Uhr ging Kappel hinten durch den Garten und kletterte über Zäune, überquerte den Bahndamm, kam auf den oberen Bahndammweg, hockte sich hinter einen Ginssterbusch und beobachtete den Sportplatz. Die Umkleidekabinen lagen zur Bahndammseite. Er bemerkte nichts Verdächtiges. Um viertel nach neun sah er im Halbdunkel zwei Personen, die von der anderen Seite über den Sportplatz kamen. Als sie näher heran waren, erkannte Kappel Tom und Doris am Gang. Beide setzten sich auf die Bank vor die Steinbaracke. Kappel wartete noch weitere fünf Minuten, ging dann zu ihnen. Kommt, sagte er, wir gehen. Sie gingen am unteren Bahndammweg entlang, kamen zum südlichen Zubringer, setzten sich ins Gras.

Der Abendverkehr nach dem Muttertag war noch stark. Aus beiden Richtungen rauschten die Wagen vorbei, gaben genügend Geräuschschutz. Trotzdem sprach Tom Strathmann halblaut: Ja, Karin Kunze sei noch in derselben Nacht zu ihnen gekommen in Begleitung eines Mannes mit

Namen Pacco, verletzt am rechten Unterarm, glatter Durchschuß, ungefährlich, jedenfalls unter normalen Umständen. Beide seien den Rest der Nacht und den Tag bei ihnen, Strathmanns, geblieben, Karin habe geredet, geredet. Und sie, Tom und Doris, hätten erzählt von dem Bürgerkomitee Klein-Schweden und ihren geplanten Aktionen gegen die Einrichtung eines Truppenübungsplatzes im Norden der Stadt. Die Sprache sei darauf gekommen, daß Doris' Bruder, der SPD-Landtagsabgeordnete, die Bürgerinitiative unterstütze. Den Innenminister wolle der einladen zu einer Bürgerversammlung, mit ihm dort diskutieren, ihn zur Rede stellen. Sie hätten geredet und geredet, jedenfalls sei der Plan diskutiert worden, den Innenminister des Landes zu kidnappen. Was hältst du davon?

Wollt ihr den Mann solange behalten, bis die Nato aufgelöst ist? fragte Kappel.

Unsinn, sagte Doris, der wird freigelassen im Austausch gegen die Genossen im Knast. Das ist was für Profis, sagte Kappel, nichts für niedergelassene Ärzte und deren Ehefrauen, und auch nichts für wild um sich schießende Amateure, die Guerilla spielen. Seid ihr verrückt?

Natürlich sind sie verrückt, sagte Tom, erklär ihr das mal. Die Gruppe geht den richtigen Weg, sagte Doris, und als Kappel den Kopf schüttelte, legte sie los: Ob sie nicht sähen, daß die Zeit, in der man auf abstrakter Ebene diskutiert habe, vorbei sei, daß es gelte, die anti-imperialistische Front durch bewaffneten Kampf in die Zentren des Imperialismus zu tragen, auch in den Metropolen selbst sei die Haupttendenz Revolution, weil die Haupttendenz des Imperialismus auch hier sei: Vernichtung, Zerstörung von Lebenssubstanz, Herrschaft mit aller Gewalt und um jeden Preis ...

Ach ja, dachte Bruno Kappel, im Gras liegend, den Kopf in die Hand gestützt, Augen halb geschlossen, ach ja. Er beobachtete Doris' Gesicht. Manchmal von aufblendenden Scheinwerfern kurz angestrahlt, verschwand es wieder im

Halbdunkel, und das sah so aus, als ob sie Grimassen schnitt. Er erinnerte sich, wie er sie kennengelernt hatte.

Eines Tages mitten im Schuljahr war sie zu ihnen in die Klasse gekommen, mager und rothaarig, hatte gleich in der ersten Stunde Weller, den Geschichtslehrer, unterbrochen. Speichelsprühend sprach der über brandschatzenden Bauernpöbel, den furchtlosen Gottesmann Martin Luther. Das stimmt nicht, sagte Doris in das Gesabber, leise, aber deutlich. In der folgenden Stille hörte man nur die Spatzen im Schulhof und von fern aus dem Musiksaal das Madrigal vom Hennenlein, das ein Ei legt, gackagackanei, gackanei, gackanei, gackanei. Sagen Sie das noch einmal, sagte Weller schließlich, und Doris Niehus sagte noch einmal: Das stimmt nicht. Ihre Einschätzung der Bauernrevolution und der Rolle von Dr. Luther ist wissenschaftlich unhaltbar.

So, sagte Weller, dann erklären Sie uns das einmal, Verehrteste.

Doris Niehus sagte: Gern, stand auf und redete eine halbe Stunde lang oder länger über die Voraussetzungen des Bauernkrieges, die ökonomische Lage und den sozialen Schichtenbau in Deutschland Anfang des 16. Jahrhunderts, über die oppositionellen Gruppierungen und ihre Ideologien, über Münzers revolutionäre Lehre und Luthers reaktionäre Doktrin.

Als es zum Stundenschluß klingelte, Doris sich wieder setzte, sagte Weller nur: Soso, eine waschechte Kommunistin haben wir also bekommen. Mehr konnte er nicht unternehmen, weil sie unter dem besonderen Schutz vom Direktor stand, einem ehemaligen Spanienkämpfer, Interbrigadisten. Der hatte die Volksschülerin Doris Niehus binnen zwei Jahren zur Sekundareife gebracht. Klasse, sagte Bruno Kappel zu ihr in der Pause, so was möchte ich auch mal können.

Dann besuch mich mal heute nachmittag, sagte sie. Das hatte er getan und hatte Doris kennengelernt, ihre Jugendgruppe – vorsichtig mußten die sein, weil die FDJ bereits

seit Jahren verboten war –, ihre Großmutter, die gelähmte Berta Niehus, voll von großen und kleinen Geschichten aus fünfzig Jahren Arbeiterbewegung, ihren Bruder Waldemar, den nur drei in vierundzwanzig Stunden schlafenden Gewerkschafter. Diese Leute und auch der Direktor Interbrigadist hatten Bruno Kappel Wichtiges für immer beigebracht.

Hör mal, unterbrach er Doris, du bist doch keine Naive und weißt, wo wir leben, und kennst die Machtverhältnisse und hast gelesen, zum Beispiel vom Studenten Sand, der den Kotzebue erschoss, und dann kamen die Demagogenvverfolgungsgesetze, und von Hödel und Nobiling, die den Kaiser Wilhelm erschießen wollten, und dann kamen die Sozialistengesetze. Und weißt vielleicht auch, was hier und heute ansteht und wer Interesse daran hat, zum Beispiel an neuen Gesetzen über Bundesgrenzschutz, Verfassungsschutz und Haftrecht und Radikale im öffentlichen...

Hör auf, sagte Doris, ich kann das ewige Gelaber nicht mehr ertragen, diese verlogenen Legitimationsversuche, unser opportunistisches ...

Hör du auf, sagte Bruno, diese Sprüche kann ich nun nicht mehr ertragen. Du kommst doch irgendwoher. Was sagen denn deine Leute dazu?

Da schrie Doris fast: Was, diese Apparatschiks, die sich in ihren sogenannten Parteien verbarrikadiert haben, Rückzug mit Angriff verwechseln, Bürokratie mit Organisation, dem Proletariat nachhinken, den proletarischen Internationalismus vergessen oder nie begriffen haben, nicht wissen, daß der Imperialismus strategisch ein Papiertiger ist, die sich vor der Tatsache die Augen zuhalten müssen, daß er taktisch die Bestie, der Zerreißwolf, der Faschismus, der Todfeind der Menschheit ist.

Nein, von denen sei nichts mehr zu erwarten, nichts mehr, nichts. Der letzte Rest an Kampfkraft, der bei denen nach zwölf Jahren Faschismus und Konzentrationslagern noch vorhanden gewesen wäre, sei ihnen dann durch Gehirnwä-

sche in der Illegalität und Isolation nach 1956 ausgetrieben worden; die seien vielleicht noch bereit, sich töten zu lassen, aber nicht mehr bereit zu kämpfen, unfähig seien sie, wirksam Widerstand zu organisieren. Nein, die nicht! Der Kampf müsse aufgenommen werden von anderen, jetzt und hier, man müsse es tun, tun, tun, und dieses Tun sei durch nichts zu ersetzen undsoweiter.

Bruno Kappel hörte jetzt nicht mehr hin. Doris bebte vor Begeisterung. Er kannte diese Symptome, wußte, daß es völlig zwecklos war, ihr jetzt zu widersprechen.

Er hätte sie gern erinnert an den Direktor Interbrigadist, wie der am Tag, bevor sie ihn abholten, vor ihnen stand am Pult, auf sie einredete, erregt, voll Trauer und Wut, sie aufforderte, nicht den Rattenfängern zu folgen, die sie, die künftigen Ärzte, Richter, Anwälte, Manager, Lehrer trennen wollten vom Volk, von den Werktätigen, gerade hier auf dieser Schule und unmerklich erst, später mit raffinierteren Taktiken versuchen würden, ihnen massenfeindliche, elitäre Haltungen anzuzüchten. Unverständlich war ihm Doris' Entwicklung nicht. Kappel hatte miterlebt, wie sie sich mit der Zeit – und das hieß mit Gymnasium, Studium und später als Arztfrau – von ihren Leuten und deren Wirklichkeit immer weiter entfernt hatte. Aber im Kopf geblieben war die revolutionäre Theorie, und die wucherte wild und phantastisch. So stellte er sich das jedenfalls vor. Willst du dich bewaffnen und gleich losschlagen oder erst mal aus logistischen Gründen Banken ausräumen? fragte Tom.

Unsinn, sagte Doris, natürlich brauchen wir uns nicht offen zu illegalisieren. Aber Solidarität im Rahmen unserer praktischen Möglichkeiten kann die Gruppe verlangen. Das entspricht doch auch eurem selbstverständlichen Anspruch, Bruno, auch deinem, oder?

Tom hat sie ärztlich versorgt, ihr habt sie beherbergt, sagte Kappel, das entsprach euren praktischen Möglichkeiten.

Ich meine mehr, sagte Doris, ich meine, wir sollten ihren Plan aktiv unterstützen. Ich meine nicht, sagte Kappel. Kommt, wir reden morgen noch einmal darüber, ich fahre später, ich habe Zeit. Aber jetzt – hört mal, ich habe unheimlich Lust, einen Zug zu machen durch die Gemeinde, los.

Ich nicht, sagte Doris, und ich verstehe dich auch nicht. Du benimmst dich wie ein Spießler. Kommst du mit? fragte er Tom. Zieh allein, sagte der, ich habe Sonntagsdienst. Sie gingen schweigend zurück.

Bruno begann bei Erwin Zibulla. Ein einzelner Mann stand am Tresen. [...]

Hallo Bruno, sagte eins der Mädchen, wie gehts Schako. Das Mädchen hatte kurze Haare und möglicherweise ein schmales Gesicht. Um das linke Handgelenk trug es ein schmales Lederband, um die Schultern hing eine Jacke oder ein Mantel, jedenfalls etwas in Leder. Soviel konnte Kappel erkennen. Wenn der rechte Oberarm von dem Mädchen verletzt war, bemerkte man es nicht. [...]

Schako hieß der Kater, den Karin und Bruno in ihrer Wohnung in der Hochallee gehabt hatten. Es hörte sich an wie Karins Stimme, tief und ein bißchen heiser. Bei diesem Durcheinander von Stimmen war er sich aber nicht sicher. Er hatte auf der Fahrt zum Treff alle möglichen Varianten im Kopf durchgespielt, Ziel, Erwartung, Regel, Feld und Einsatz kombiniert. Auf diese Situation war er aber natürlich nicht gekommen. Das andere Mädchen knickte eine Streichholzschachtel zwischen den Fingern, pfiemelte an der Pappe, riß die Reibflächen ein, sagte etwas zu dem Mädchen, das Karin sein konnte. Schako ist tot, sagte Bruno. Ihm fiel nichts ein. Schibeck lachte.

Erzähl mal was, sagte das Mädchen, das Karin sein konnte. Sie mußte laut sprechen, weil am Tisch geredet wurde.

... stellte damit natürlich sofort einen unheimlichen Bezug her zur Außenwelt, ließ seine Identität nicht ankratzen, der Typ, hörte man eine Männerstimme. Bier, rief jemand, noch Bier nach hier; und hinter Bruno sagte einer: Das war gut, einfach gut, und das war Jazz, endlich mal wieder Jazz, verstehst du, richtiger Jazz, Jazz und keine Pisse. Du hast mich sprechen wollen in Hannover, sagte Bruno Kappel ziemlich laut zum Tisch hin, also! Das Mädchen neben Karin hatte die Streichholzschachtel kaputtgemacht, brach jetzt von einzelnen Hölzern die Zündköpfe ab, mit kurzen, dünne Fingern.

Das hat sich erledigt, sagte das Mädchen; noch was? Es gibt jemanden bei euch, sagte Bruno und versuchte, einen zynischen oder wenigstens schadenfrohen Ton reinzubringen, der ist von der Sicherungsgruppe, ein V-Mann, verstehst du? Er horchte dem Satz nach und fand ihn mehr als albern in dieser Situation.

Tabaksqualm zog unter der Hängelampe her und über das Gesicht des Mädchens. Ein Mann an dem Tisch kratzte eine Pfeife aus, langsam, ungeübt. Seine Handrücken waren behaart, schwarz. Sowas, sagte Karin oder nicht Karin, wie du das konstatierst, so lässig. Du hast getickt, was läuft, meinst du, was?

Schibeck hörte überhaupt nicht zu. Er sprach mit dem Jazzfan.

Du kannst ins Ausland. Vorschlag von Martin. Das ist ernst gemeint, soweit ich das beurteilen kann.

Alle Streichhölzer waren geköpft. Jetzt wurden sie in der Mitte zerbrochen.

Soweit du das beurteilen kannst, sagte sie und lachte. Grüß ihn mal, den Baller, das Schwein. Sag auch der Doris Strathmann, der Fotze, wir brauchen sie nicht mehr. Klar? Die Pfeife wurde immer noch ausgekratzt. So hatte Karin früher nicht gesprochen.

Der Kellner mit Lederschurz kam an den Tisch. Es war aber nicht der Kellner, der vorher hier herumgegangen war.

Er tauschte Biergläser, kassierte, machte ein paar Sprüche, zog dann an einen anderen Tisch.

Als Bruno das Mädchen im Halbdunkel hinterm Tisch wieder sehen konnte, sagte er: Nein, nicht noch was.

Der Pfeifenauskratzer lachte laut. Bruno sah deutlich nur dessen Hände. Der Mann saß so, daß ihn kaum Licht traf. Er war groß, das konnte man erkennen, und er hatte eine helle Stimme. Wir stören euch in eurem Selbstverständnis, sagte er, weil wir nicht mehr Sprüche machen wie ihr, weil wir nicht von Handeln quatschen. Wir handeln. Ist nicht mehr so gemütlich für euch jetzt, was? Deshalb wollt ihr, daß wir so schnell wie möglich weg sind. Im Knast oder besser noch liquidiert. Aber bei diesem Wunsch habt ihr gleichzeitig wieder ein schlechtes Gewissen. Da müßtet ihr ja richtig mit uns leiden, was? Also, mal vernünftig mit uns reden, ordentlichen Vorschlag machen, Ausland ne Weile, Buße tun, Reue und Leid, und dann dürfen wir wieder mit euch. So denkt ihr euch das doch, oder? Was solls, was ihr auch tut oder quatscht, ihr nützt uns oder nützt uns nicht. Bloß quatschen mit euch nützt nichts.

Da war wieder dieser Ton in der Stimme, und Bruno glaubte auch, dieses Lächeln zu sehen. Er hatte schon einen Schritt vorgesetzt, merkte das Taumeln in seinem Kopf. Aber da legte Schibeck ihm die Hand auf die Schulter.

Laß lieber, sagte er, und Bruno tat den Schritt zurück, drehte sich um, drängte sich zum Ausgang und hätte fast die Dubliners auf dem Poster neben der Tür bespuckt.

Er fuhr schnell und kurvenschneidend die B 228. Es war sternklar und trocken, aber ein paarmal rutschte er fast über die Böschung.

Allmählich beruhigte er sich, fuhr langsamer, dachte klarer, überlegte, warum man dieses Stück mit ihm inszeniert hatte in diesem Lokal, wo jeder alles quatschen konnte und auch tat, und keiner irgendwas oder irgend jemand wirklich ernst nahm.

Und er kam auch drauf.

Man hatte ihm klarmachen wollen und hatte ihm klargemacht, daß es gleich-gültig war, ob Karin Kunze oder irgendein anderer meinte, einer unter ihnen sei ein Spitzel oder nicht, daß es also gleich-gültig war, ob es einen Spitzel unter ihnen gab oder nicht, daß es gleich-gültig war, ob Karin Kunze aussteigen würde oder nicht, daß es also gleich-gültig war, ob Karin Karin war oder nicht, daß es gleich-gültig war, ob Kappel oder Baller oder wer auch immer mit der Sicherungsgruppe zusammenarbeitete oder nicht, daß es also gleich-gültig war, ob die Gruppe von außen gesteuert wurde oder nicht.

Er sollte ticken, merken, verstehen, begreifen und wissen, daß das Programm durchgeführt werden würde, und daß nichts und niemand, am allerwenigsten so ein Amateur wie Bruno Kappel, daran etwas ändern konnte.

Und Bruno Kappel kriegte sogar so etwas wie Hochachtung: ein perfekt konstruiertes, dynamisches Teilsystem war das, bei dem input, Verarbeitung und output so gekoppelt waren, daß das Programm unter jeder nur denkbaren Variante befolgt werden mußte – und dieses Programm schaltete nach einer Frist störungskompensierender Rückkopplung todsicher auf Selbstzerstörung zugunsten des Gesamtsystems, aus dem dann wieder ein neues Subsystem mit dem gleichen Programm entwickelt werden würde. Wer immer das konstruiert hatte – oder hatte es sich selbst konstruiert? – davor mußte man Achtung haben und Angst, vor dieser hohen Schule der Perversion.

Und Kappel begriff: So etwas wurde nicht konstruiert für irgendwas Bestimmtes. Das war zur Erhaltung des Gesamtsystems notwendig. Das würde in jedem Fall funktionieren, nicht bloß, um die Verzögerung in der Fertigstellung einer winzigen Militärbasis am Rande des Ruhrgebiets zu korrigieren. Da gab es weit wichtigere Fälle, die noch in diesem Jahr anfielen: gewerkschaftliche Mitbestimmung zum Beispiel, Radikale im öffentlichen Dienst, ein neues De-

monstrationsrecht undsoweiter undsoweiter – ja, der zu jung aussehende Helmut, oder wohl besser die dahinterstehende Partei, hatten mal wieder recht. Und das Gesamtsystem war noch nicht einmal in seiner kritischen Phase. Und Karin, die Arme, ausgezogen, den Hauptschalter zu zertrümmern, war – flippflopp – zu einem Element in dieser kybernetischen Maschine geworden. Und das war leider kein Märchen aus der Science-fiction-Serie.

Als Bruno die rheinische Nebenlinie kreuzte, hielt er sich rechts, durch die Unterführung fuhr er und bog wieder rechts in einen Feldweg ein, stoppte neben dem Bahndamm, kletterte hoch, ging quer über die Schienen und kam auf den Dreiecksdamm zwischen Haupt- und Nebenstrecke, ein Gelände von Ginsterbüschen und mit verrosteten Schienen und Schwellen, abgebrochenen Handstellböcken, Weichentrögen, zerfressen und überwuchert von Disteln, Kletten und Queckengras. Auch früher wurde hier selten rangiert, und Bruno war früher manchmal hierher geflohen, wenn er es satt hatte: seine Leute, die Stadt und natürlich auch sich. Hier war wenig verändert.

Er hockte sich auf einen Handstellbock. Aus dieser Perspektive sah der steile Ablaufhügel vor ihm aus wie ein schwarzer Keil gegen den Himmel. Oben hing ein abgeknickter Prellbock und darüber stand der Große Bär.

Er rauchte und dachte an Karin. Sie würde erschossen werden oder im Knast versiechen. Und nichts würde bleiben. [...]

Ja, es stank nach Gewalt in diesen Tagen, und das Unge-
wisse lauerte im Verrückten. Daß in diesen Tagen die fünfte
zyklische Krise nach Kriegsende auf weitere Krisen stieß,
Währungs- und Energiekrise zum Beispiel, und daß die

allgemeine Krise der westlichen Weltwirtschaft sich verstärkt hatte und weiter verstärken würde, weil nämlich die sozialistischen Staaten weltweit sich verstärkt hatten und ohne Krieg sich weiter verstärken würden, sollte nicht zu den Leuten dringen. In diesen Tagen bildeten sich daher Legenden, wie immer in diesem Land, wenn die Gründe des Wirtschaftens unklar bleiben sollten.

In Engelberts Kneipe zum Beispiel gaben viele die Schuld morgenländischen Scheichs und Emiren, andere hielten die Ausländer im allgemeinen für verantwortlich; Faulheit, und daß man den Hals nicht vollkriegen kann, sagten die Rentner; für den bankrotten Bauunternehmer kamen nur die Gewerkschaftsfunktionäre, Sozis und Kommunisten in Frage. Engelbert selbst meinte: Eins greift da ins andere, und klar durchblicken tut sowieso da keiner. Sie folgten damit den Erklärungen von *Bild: Klopft den Ölscheichs auf die Finger! Mißbrauchen die Gastarbeiter das Gastrecht? Schluß mit dem Schlemmen. Das kann uns nur guttun. Und ist gesund. Was Gewerkschaftsbosse so verdienen. Mister Zwölfprozent langt wieder hin. Eins kommt zum anderen. Und kommt auf uns zu. Da muß jemand her. Der das verkraftet.* Undsoweiter. Legendenzerstörende Blätter wie zum Beispiel die UZ wurden noch immer zu wenig gelesen in Engelberts Kneipe und anderswo.

Für gehobene Ansprüche erklärten Politologen, Soziologen, Theologen undsoweiter, daß die Klimaverschiebung in der wirtschaftlichen Großwetterlage nicht mal annäherungsweise Analysen gestatte, daß das gesamte Weltwirtschaftssystem durch eine von noch unbekanntem Kräften gesteuerte Revolution erschüttert werde, gegen welche die uns bekannten Techniken überhaupt nichts ausrichten könnten, daß vieles, das bis jetzt als selbstverständlich erscheine, in Frage gestellt werden müsse, daß nach einer Periode des Überflusses eine Periode der Kargheit beginne, daß ein phantasievollerer Begriff für Vollbeschäftigung gefunden werden müsse, daß nicht mehr die Frage »Was bekomme

ich?» das Grundproblem sei, vielmehr die Frage »Was ist das Ziel des Lebens?«, daß nichts so bleiben könne, wie es gewesen sei, daß aber Unterschiede leugnen hieße, Lebenschancen und damit Freiheit leugnen undsoweiter. Teufels-austreiber und Löffelverbieger, Psychologen und Solschenizyn deckten die steigende Nachfrage auf triviale Metaphysik ab. Die Dichter hielten sich zurück. Sie befanden sich auf der Reise ins Reich der Phantasie. So kompliziert sei alles heute geworden, vor allem die Wirklichkeit, meinten sie, daß man diese einfach nicht darstellen und so einfach darüber nichts aussagen könne. So einfach wollten sich aber die nicht fortstellen, die früher einfach zu allem was ausgesagt hatten. Realismus gelte natürlich, versicherten sie, aber der verschränkte, und das sollte heißen, konnte man meinen, verschränkt für die hinter den Schranken, vielleicht konnte es aber auch was ganz anderes meinen. Jedenfalls hatten alle den objektiven Faktor Subjektivität wiederentdeckt, und der hatte nun wirklich nichts mit der Krise zu tun.

Aber in diesen Tagen hofften die meisten von denen, die sich mit Sprüchen und Solschenizyn nicht trösten konnten, immer noch auf Reformen. Auf mehr Lebensqualität, die man versprochen hatte, hoffte zum Beispiel Gerd Köttmann, fünfzehn Jahre alt. Der hatte wie achtzigtausend andere Schulabgänger noch keine Lehrstelle, und er hoffte und wartete und hoffte in Klein-Schweden.

Für Krisen ohne Ende und für zerschlagene Hoffnungen lassen sich auf die Dauer nicht Ölscheichs, Schlemmen, Klimaverschiebungen, Revolutionen im Weltwirtschaftssystem und dergleichen Unfaßbares verantwortlich machen. Die Schuldigen müssen Namen und Anschrift haben.

Ja, es stank nach Gewalt in diesen Tagen, und im Verrückten lauerte das Ungewisse. Es war fünf vor sechs.

Der Saal faßte zweitausend Leute und war nahezu besetzt, auch auf den Rängen. Man sah wenig junge Leute. Die

meisten waren Männer und über Dreißig. Sie trugen Straßenanzüge, einige hatten Freizeitzeug an, und die Oberstadtbewohner erkannte man am besonders gediegenen Freizeitzeug.

Im Mittelgang hatte man zwei Fernsehkameras aufgebaut, und die Männer der Teams lachten und tranken Schnaps aus Flaschen. Die übrigen Leute im Saal sahen nicht fröhlich aus. Sie schwiegen oder flüsterten miteinander.

Das ist ja ein richtiger Aufmarsch draußen, sagte ein Mann, der mit Kappel hereingekommen war, wie im Krieg.

Wie im Bürgerkrieg, sagte Tom Strathmann, der am Eingang stand und Leute begrüßte. Wo ist Maria, fragte Bruno.

In Klein-Schweden, sagte Tom, sie paßt auf. Doris und andere sind auch oben.

An der Rampe hinter Blumenschmuck stand ein langer Tisch für die Diskussionsteilnehmer, dahinter saß auf terrassenförmig ansteigenden Podien das Musikkorps der Landesschutzpolizei in großer Besetzung.

»All you need is love« spielten die Uniformierten, als Kappel hineinging. Auf dem dunklen Vorhang neben, über und hinter dem Musikkorps hingen Spruchbänder: »Erholung statt Kriegslärm, Panzer nicht vor unserer Haustür, Statt Truppenübungsplätze Kinderspielplätze« und ähnliches.

Als Kappel an den Sitzreihen einen Platz suchend vorbeischnitt, sah er seinen Vater. Neben ihm gab es noch freie Plätze. Bruno drückte sich an den Sitzenden vorbei, begrüßte seinen Vater, setzte sich neben ihn. Was machst du denn hier, rief er in die laute Musik und ins Ohr seines Vaters. Der lächelte. Er hatte sein Hörgerät abgestellt.

Man habe ihm eine Eintrittskarte geschickt, deshalb sei er hier, erzählte sein Vater nach dem Beifall für »All you need is love.«

Mehr verstand Bruno nicht, weil der Schlagzeuger losdrosch und kurz darauf alle Polizisten auf der Bühne einstiegen in Mick Jagers »Street fighting man«. Dabei blieben nur die Holzbläser sitzen, und der Dirigent im Obristenrang stampfte mit dem linken Fuß den Marschpolka-Rhythmus mit und lachte manchmal verschmitzt ins Publikum. Die sind ja richtig ausgelassen, was? rief Brunos Vater.

Dann stiegen die Diskutanten auf die Bühne, standen herum, sprachen miteinander, setzten sich aber noch nicht. Sie warteten auf den Innenminister: Tom Strathmann und Pastor Mühlenspiepen vom Bürgerkomitee Klein-Schweden, drei Stadtparlamentarier von CDU, SPD und FDP, der Landtagsabgeordnete Waldemar Niehus und Bürgermeister Lappmann als Diskussionsleiter. Ernst Spormann fehlte. Mit Kommunisten setzte er sich nicht an einen Tisch, hatte der Innenminister wissen lassen. Es war Viertel nach sechs.

Was hältst du von der Belagerung draußen, fragte Bruno, haben die Angst? Vor wem denn? sagte sein Vater.

Waldemar Niehus ging zu seinem Platz am Diskussions-tisch.

Meine Damen und Herren, sagte er ins Mikrofon, der Herr Innenminister wird bald eintreffen. Er hat vorher noch in Begleitung des Herrn Oberkreisdirektors Klein-Schweden inspiziert, hat sich also an Ort und Stelle informiert, was wir nur begrüßen können. Er kommt von dort per Hubschrauber direkt zu uns. Einige klatschten. Jemand rief: Kostenpunkt?

Einige lachten, und in das Lachen hinein spielte das Blasorchester »When the Saints go marchin' in«, und die, die gelacht hatten, klatschten den Rhythmus mit.

Waldemar Niehus hatte in diesen Tagen wieder mal Ärger mit seiner Parteiführung gehabt. Er hatte öffentlich bezweifelt, daß die Höhe der Rüstungskosten gerechtfertigt sei. Es war durchgesickert, daß sich jenes *größte waffentechnische Projekt seit Christi Geburt*, das Mehrzweckkampfflugzeug MRCA, immer noch nicht vom Boden erheben konnte, daß die Bundesregierung aber dreihundertzwanzig davon zum Stückpreis von fünfzig Millionen Mark anschaffen würde. Vor Jusos und Verfassungsschutzbeamten hatte Niehus erklärt, eine der Hauptursachen der Inflation läge darin, daß ein großer Teil des von der Gesellschaft erarbeiteten Gesamtprodukts unproduktiv verwendet werde, und zwar für militärische Zwecke und zur Tilgung der Staatsschulden, die durch Rüstungsausgaben entstünden. Die internationale Entspannung erlaube aber eine Senkung der Rüstungskosten. Man hatte Waldemar Niehus für die kommende Wahl einen aussichtslosen Listenplatz angedroht, falls er weiter *in dieses östliche Horn stoße* und damit weitere Unruhe in die Bevölkerung trage.

Freiheit ist kostbar. Kein Preis dafür ist zu hoch. Schluß mit dem Gezänk über Rüstungsausgaben. Das nützt nur dem Gegner, erklärte Bild.

Ja, es roch nach Gewalt in diesen Tagen, und Ungewisses lauerte im Verrückten, und als ein Polizeioffizier von der Seite her auf die Bühne kam, als das Musikkorps der Landespolizei mitten im Stück abbrach, als die Diskutanten aufsprangen, als der Polizeioffizier mit Nachrichtensprecherstimme erklärte, auf den Minister sei in Kleinschweden ein Attentat verübt worden, als viele aufsprangen und Josef Kappel kicherte: Schlauberger ist der! und als Ernst Spormann auf die Bühne kletterte, drängte sich Bruno Kappel zum Ausgang.

Vor der Garderobe standen nur ein paar Ordner. Mein Gott, sagte die Frau, warf Kappels Mantel auf den Tisch, zog die Stecknadel mit dem Nummernzettel aus der Kapuze, steckte die Nadel in den Mund. Was das noch werden

soll bei uns! Aus dem Saal kam lautes Stimmendurcheinander und Pfeifen. Dann schlugen die Saaltüren auf, und Leute liefen heraus und an die Garderobe. Es war halb sieben.

Draußen, direkt vor den Eingangstüren, postierte eine Kette, Rücken zum Saalbau, hielt aber eine Gasse, durch die Kappel lief, die Treppe hinunter. Einige Meter vor den unteren Stufen stand die Schäferhundstaffel mit Blick zu den Eingangstüren.

Portugal

Wir haben dich gesehn:
verschlossenes Gesicht,
zerpfügt in fünfzig Jahren,
Funken im Augenlicht;
das kahle Trauertuch,
das aus den Händen fiel,
und flatterte im Wind:
portugiesischer April.

Sagt allen, die im Kampf stehn,
sagt und singt es überall:
die rote Nelke blüht,
ist erblüht in Portugal.

Wir haben dich gesehn:
die Freiheit, wie sie lacht,
die Freiheit, wie sie tanzt
und wie sie mutig macht;
die Blume im Gewehr,
die Faust, die kämpfen will.
Wir haben dich gesehn:
portugiesischer April.

Sagt allen, die im Kampf stehn,
sagt und singt es überall:
die rote Nelke blüht,
ist erblüht in Portugal.

Ihr alle, wo ihr seid
und die ihr weitermacht
und oft kein Ende seht
von einer langen Nacht,
ihr alle auf der Flucht,
im Lager, im Exil:
nur eine Blume – doch:
portugiesischer April.

Sagt allen, die im Kampf stehn,
sagt und singt es überall:
die rote Nelke blüht,
ist erblüht in Portugal.
Daß diese Blume brennt
und niemand sie zertritt,
daß einmal glühend rot
die schwarze Erde blüht:
gieß jetzt die Gläser voll.
Akkordeon komm spiel.
Wir tanzen zu dem Lied:
portugiesischer April.

Sagt allen, die im Kampf stehn,
sagt und singt es überall:
die rote Nelke blüht,
ist erblüht in Portugal.

Wildledermantelmann

Wildledermantelmann. Wildledermantelmann.
Elbseglerkappe und Haar knapp am Kragen,
kein Gramm zuviel und Durchblickerbrille.
Frankfurter Rundschau und Aktenkoffer,
lächelt sozial-liberal und grüßt dich.
Hallo, sagt er, Genosse, wie läuft's denn?
Junge, wir sind in die Jahre gekommen.
Floß auch viel Wasser den Fluß runter zu,
und die Verhältnisse sind auch nicht so.
Na, sagst du, so oder so oder so, mein Junge, und wie ist
das Gefühl,
wenn man so langsam, langsam, langsam driftet nach
rechts?

Wildledermantelmann. Wildledermantelmann,
sitzt auf der Bank am Fluß. Muß mal quatschen,
sagt er, und zählt die Fische am Ufer.
Ist am Berufsverbot knapp noch eben,
sagt er, mit Glück vorbeigekommen.
Vorsichtig muß er weitertaktieren,
kann nicht mal Unterschrift für Kollegen,
kann nur so, sagt er, und zeigt mit der Hand
'n Aal, wie er schlängelt im Fluß über Sand.
Na, sagst du, so oder so oder so, mein Junge, und wie ist
das Gefühl,
wenn man so langsam, langsam, langsam driftet nach
rechts?

Wildledermantelmann. Wildledermantelmann.
redet von der Geduld und vom langen Marsch,
vom Fortschritt der schleimigen Schnecken.
Redet nicht von dem rasselnden Käfer
in seinem Bauch, wenn Kollegen sagen:
Wahrlich, bist du nicht einer von denen?

Hast du nicht damals dabeigestanden?
Weil dich die Sprache noch immer verrät.
Glaub nicht, sagt er, daß der Hahn dreimal kräht.
Na, sagst du, so oder so oder so, mein Junge, und wie ist
das Gefühl,
wenn man so langsam, langsam, langsam driftet nach
rechts?

Wildledermantelmann, Wildledermantelmann.
spiegelverkehrt und ohne zu stottern
liest er das Chile-Plakat beim Rasieren,
sagt er, erzählt seine kurzen Geschichten:
Gruppendynamik und Selbsterfahrung.
Zweierbeziehung noch aufarbeiten.
das ganze Sozio-Psycho-Gelaber.
Glaubt er eigentlich selbst nicht mehr dran.
sagt er, sieht dich sozial-liberal an.
Na, sagst du, so oder so oder so, mein Junge, und wie ist
das Gefühl,
wenn man so langsam, langsam, langsam driftet nach
rechts?

Wildledermantelmann, Wildledermantelmann.
läßt über'n Fluß flache Steine hüpfen.
Jeder wirft seine eigenen Steine.
Ewig im Flusse fließen die Fluten,
labert er diesen Anpasserunsinn.
Und ihr seid doch ne Strecke zusammen gelaufen,
auch unter Polizeiknüppeln damals.
Also los, schmeiß 'n Wackerstein auf seinen rechten Fuß,
daß er mal wenigstens Luft schnappen muß.
Und sag ihm, so oder so oder so, mein Junge, und wie ist
das Gefühl,
wenn man so langsam, langsam, langsam driftet nach
rechts.

Wildledermantelmann, Wildledermantelmann.
und gehört doch zu uns auch mit seinem Gelaber,
und gehört doch zu uns auch mit seinen Ängsten,
und gehört doch zu uns auch mit seinen Geschichten,
und gehört doch zu uns auch mit seiner Erfahrung,
der Wildledermantelmann,
der Wildledermantelmann.

Rondo Pastorale

Ja, war nicht leicht, euch hier zu finden, weil, die Hecke
steht sehr hoch und dicht.
Und ein Namensschild an dem kaputten Törchen gibt es
ja auch nicht.
Nein, ihr habt euch nicht verändert, bißchen dünner seid
ihr vielleicht,
und eure selbstgewebten Kleider stehn euch gut – nein,
ich mein, sind gesund.
Ja, der Garten ist phantastisch, wuchert wild, ich riech
den Thymian.
Nein, eure Hände sind ganz trocken, fühlt sich über-
haupt nicht fiebrig an.
Ja, das Mädchen am Klavier da zwischen Fliederbüschen
ist Aimée,
und ihr Haarkranz ist aus Kresse, spielt das gleiche Stück
wie eh und je.

Ja. euer Haus aus Ziegelsteinen ist sehr alt und schön das
Dach aus Ried.
Eure Tomaten schmecken wirklich nach Tomaten, So,
wie ihr sie zieht.
Nein, die Sonne, die auf unsren Händen mit dem Schat-
ten spielt, ist nicht zu heiß.
Und ich spüre keine Angst und keine Kälte hier in eurem
Kreis.

Ja, die Jahre zähl'n nach Jahren, in den Städten merkt
man das nicht mehr.
Ja, unser Kampf ist noch der gleiche, und noch immer ist
er ziemlich schwer.
Nein, ihr seid nicht abgehauen, wie man das so einfach
daherquatscht.
Und ihr habt auch eure Gründe. Niemand sagt, ihr wäret
reichlich vermatscht.

Ja, ich trinke noch ein Glas von eurem schwarzen Hage-
bottenwein,
und ich streichele die Katzen auf dem Tisch, den Hund
an meinem Bein.
Ja, verstreut sind die Genossen, die von damals, ja, und
einige ruhn.
Aber viele machen weiter, und sie wissen auch, warum
sie's tun.
Nein, ich weiß nicht, warum Rudi nichts von der
Enzymbedüngung hält.
Ja, das Dach werdet ihr flicken, eh der große Regen wie-
der fällt.
Nein, daß Ulrike in Peru bei Indianern lebt, das glaub
ich nicht.
Ja, Aimée spielt wirklich gut. Nein, ist nicht wichtig, daß
sie gar nicht spricht.

Ja, auf Autobahnen wandern mit den Kindern, das wär
wirklich schön.
Nein, aus den Beton-Miethäusern bricht noch immer
nicht das alte, junge Grün.
Ja, eure Weidenflöten klingen wie wenn Hirtenflöten
abends flehn.
Nein, laßt mich sitzen. wenn ihr tanzt, und so allmählich
muß ich jetzt auch gehn.
Ja, vielleicht komm ich mal wieder, so in sieben Jahren
oder zehn.

Und die Rosenhecke wuchert immer weiter. Ich werd
euch nicht sehn.
Ein Klavier hör ich und Flöten, und ich rat, woher die
Töne wehn.
Und ich werd nochmal versuchen, ehrlich, euch auch
wirklich zu verstehn.

Aus dem Roman »Die Misshandlung«

Meine Zeit als Vormundschaftsrichter sollte zum Jahresende auslaufen. Anschließend, am Tag nach meinem Geburtstag im Januar, sollte ich zum Beschwerdesenat ans Oberlandesgericht kommen. Hilfsrichter würde ich dort sein – aber das war nur ein Sprungbrett zu Höherem, das sogenannte dritte Staatsexamen. Später würde ich dann Chef einer Zivilkammer werden. So war das vorgesehen. Über meine Bewerbung hatte man positiv entschieden, das wußte ich seit einem Monat von Goedtke. Ich hatte mich noch nicht bewerben wollen, aber Goedtke hatte den Zeitpunkt für günstig gehalten. Meine fachliche und persönliche Eignung wurde als hervorragend bezeichnet. Schon als Referendar und später als Assessor hatte man meine Leistungen meistens mit sehr gut benotet. In meiner Personalakte führte man mich als zuverlässig, ausdauernd, fleißig, mit beachtlichem Judiz, zurückhaltend, belastbar, anpassungsfähig, gleichwohl selbständig urteilend und entschlußfreudig. Was die persönlichen Verhältnisse anging, so galten sie als ordentlich und gesichert, meine Lebensführung hielt man für standesgemäß, auch war außerdienstlich nichts Nachteiliges bekannt, und ich war parteipolitisch nicht gebunden. Während meiner Zeit als Beisitzer der siebten Strafkammer hatte ich mich mit meinen Voten fast immer durchgesetzt. Als Aushilfsrichter in Zivilsachen war kein Urteil aufgehoben oder wesentlich abgeändert worden. Und als Vormundschaftsrichter konnten mir bis jetzt keine

Fehlentscheidungen vorgeworfen werden. Ich hatte die Stelle als Vormundschaftsrichter ungern angenommen. Es gefiel aber, wenn junge Richter, die weiterkommen wollten, eine Zeitlang auf diesem Gebiet der freiwilligen Gerichtsbarkeit arbeiteten. *Sinn für Soziales entwickeln und Augenmaß, was das Menschliche angeht*, nannte Goedtke diese für *einen Richter mit Ambitionen erforderliche Lehrzeit an der Basis*.

Ich war froh, von diesem Ressort zum Jahresende wegzukommen, auch von diesen Kollegen, dem blinden Vahlefeld zum Beispiel oder von Talhoff, dem Thomas-Mann-Fan, der, wann immer sich eine Gelegenheit fand, vorlas aus seiner fiktiven Korrespondenz mit Tomy, wie er sein Idol nannte, oder von Herwig, in dessen Zimmer die Steckbriefe der RAF-Leute hingen, auf die er mit Wurfpielen schmiß. Im nächsten Jahr würde sich dann auch mein Gehalt erhöhen auf dreitausendneunhundertzwanzig Mark netto. Das war nicht schlecht.

Überhaupt – daß ich soweit kommen würde, hätte ich vor zwanzig Jahren nicht gehnt. [...]

An eine höhere Laufbahn in der Justiz dachte ich damals noch nicht. Ein Studium an der Technischen Hochschule Aachen wollte ich beginnen nach Abschluß meines Dienstes bei der Bundeswehr. Dann lernte ich Christa kennen in Hamburg, wo ich häufig übers Wochenende hinfuhr von Stade aus, dem Standort meiner Einheit. Christa hatte gerade angefangen zu studieren. Kurz vor meiner Entlassung aus der Bundeswehr – ein Jahr nachdem ich Christa kennengelernt hatte – wurde ich in ihrer Familie eingeführt.

Ich hatte nicht geglaubt, daß es so etwas wirklich und noch immer gab: Soupieren an der Tafel bei Kerzenschein, ein Häubchen tragendes Mädchen, das aufträgt, einen Vater, der den Schlüssel zum Weinkeller am Bund verwahrt und nebenan im Herrenzimmer unter den Ölporträts seiner

Vorfahren – Offiziere und Richter – *den Kerl, der was von meiner Tochter will, beschnuppern möchte.*

Ich berichtete, erzählte, erklärte meine Zukunftspläne – meine Biographie war Goedtke längst bekannt, wie ich später erfuhr. Er redete von der *Positivauslese, die uns bei aller Problematik der zweite Bildungsweg mitunter beschert, von jenem Holz, aus dem die besten Stücke geschnitzt werden, von harten Zeiten, die kommen werden so oder so und gerade auch für uns, die dritte Gewalt*, sprach vom *wenig geeigneten Nachwuchs der letzten Jahrgänge*, erzählte ein bißchen aus dem Justizgeschehen.

Wäre das nicht auch etwas für Sie?

Das war es.

Ich immatrikulierte mich bei der Juristischen Fakultät der Universität Hamburg. Sieben Jahre später, fast auf den Tag genau, hatte ich meine erste Richterstelle. In den folgenden vier Jahren bewährte ich mich. Mein langes Training im geschmeidigen Anpassen kam mir dabei zugute. Ich reagierte auf feinste Impulse, hatte eine hohe Reizintensität für verschlüsselte Informationen und getarnte Signale.

Die Radtke-Sache ließ mich nicht mehr los. Sie beschäftigte mich um so intensiver, je mehr ich mich in andere Fälle vertiefte. Nachts träumte ich von schreienden Kindern, die sich in Vögel verwandelten, wenn ich näher an sie herankam. Einmal hockte ich in einem Käfig, zusammen mit einem Kind, das einem Wolf glich. Es biß mich, ließ sich dann aber streicheln, und der Wärter, ein breiter Mann in einer Phantasieuniform, lachte dazu, warf uns eine Portion rohes Fleisch in den Käfig, und das Wolfskind und ich fielen darüber her. Die Angst wurde manchmal so unerträglich, daß auch der Schutztraum, der sich vor die Schreckensbilder schiebt und suggeriert, alles sei ja nur ein Traum, nichts nutzte. Ich wachte auf, verschwitzt, setzte mich an die Akten, nur, um mir nach einigen Minuten

zerstreuter Arbeit die Fotos von Stefan Radtke in diesem Verschlag anzusehen und das anderthalbstöckige Haus auf dem verwilderten Grundstück.

Christa merkte nichts. Ich wollte mit ihr darüber reden, aber sie war nicht ansprechbar. Wenn ich heimkam, saß sie in ihrem Zimmer, arbeitete über die Französische Revolution, und meistens war ein Kommilitone bei ihr, Gerhard, der lange, schmale Junge mit den Engelslocken. Einmal, als ich in der offenen Schiebetür zu ihrem Zimmer stand, hörte ich ihnen zu, wie sie über die verschiedenen Koalitionen und Bündnisse im Thermidor vor der Gefangennahme Robespierres diskutierten. Ich hatte sie begrüßt, und sie hatten guten Abend gesagt und weitergeredet. Nur das Licht über dem kleinen Tisch, an dem sie saßen, brannte. Sie tranken Wein. Auf dem Boden lagen aufgeschlagene Bücher und beschriebene Blätter. Christas Augen waren noch größer als sonst. Sie versuchte, mich anzulächeln. Die Art, wie ihr das mißlang, nahm ich zwar wahr, beachtete es aber nicht weiter. Setz dich doch zu uns, sagte sie viel zu laut. Als ich nicht reagierte, wiederholte Gerhard Christas Aufforderung. Ja, sagte er, setzen Sie sich doch zu uns.

Auch er sah mich dabei an, versuchte aber gar nicht erst zu lächeln, und er strich sein Haar nach hinten. Ich sagte irgendwas, daß ich nicht kompetent sei in Fragen der Großen Revolution oder ähnliches, und daß ich noch Akten aufarbeiten müsse.

Ich wollte so bald wie möglich die Radtke-Sache hinter mich bringen. Dazu mußte ich außer den Eltern und Anna Dollberg noch weitere Zeugen hören, die über das Verhalten von Stefan während der letzten Jahre aussagen konnten, und auch dazu, wie die Eltern das Kind behandelten. Die Polizei hatte einige Nachbarn aus dem Schotterweg vernommen und Verwandte der Radtkes. Ich kam aber nicht an die Ermittlungsakten heran. Der zuständige Staatsanwalt, Hallberg, behauptete, die Akten befänden sich beim Senator für Jugend, Schule und Beruf. Von dort bekam ich

die Auskunft, die Akten seien *im Augenblick nicht verfügbar*.
Fotokopien machen wir nicht.

Es fehlte auch noch das Gutachten der Alsterdorfer Krankenanstalten.

Warum diese Eile? ließ mich Becker-Zeißhorst, der Chef der Psychiatrisch-neurologischen Abteilung, durch seine Sekretärin fragen.

Es ist doch klar, sagte Irene Kirberg, man blockiert die Sache. Wir sollen nichts unternehmen.

Das paßt wohl in Ihr Konzept von der korrupten Justiz im Kapitalismus, sagte ich, die sich willig dem Willen der Exekutive unterwirft, ganz anders als in den sozialistischen Staaten. Sie schielte mich böse an.

Nach einem Gespräch mit Bockelmann merkte ich, daß man mich tatsächlich ausschalten wollte. Ich hatte ihn gefragt, ob er sich entschieden habe, Jens aus dem Strafverfahren herauszulassen.

Ich bin mir darüber noch nicht im klaren, hatte er geantwortet, der Kollege Hallberg übrigens läßt fragen warum Sie solche Aktivitäten in dem Radtke-Fall entwickeln.

Ob das ein Junktim sei, hatte ich gefragt, ich laß die Radtke-Sache laufen, und mein Sohn bleibt aus dem Verfahren gegen die Kaufhausbande heraus? Er hatte gelacht und geantwortet: Das haben Sie gesagt, nicht ich.

Man wollte mich zwingen, aufzugeben.

Ich parkte am Knüppelweg. Wir stiegen aus und zogen Gummistiefel an.

Die mondäne Frivolität, die dieser von Seekt so prononciert vertritt, sagte Goedtke, wird immer unerträglicher.

Es hatte gefroren und wieder getaut, und ein Wind aus Südwest brachte zuviel Wärme mit für die Jahreszeit, erzeugte diesen falschen Vorfrühling, der vereinzelt Knospen

aufspringen und die Vögel herumflattern und zwitschern läßt.

Die Zeit, in der solche Formen ungebundener Opposition zu allem durch lässige Nachgiebigkeit verkraftet werden konnte, geht zu Ende, sagte er. Das ökonomische Potential, mit dem so was noch aufgefangen werden konnte, ist nämlich aufgezehrt. Und damit wird diese Art von Opportunismus – mehr ist es nicht – zur gefährlichen Bedrohung unserer Freiheit, was bestimmte Kräfte, ich hoffe, in diesem Zusammenhang nicht von deinen neuen Freunden sprechen zu müssen, mit aller Konsequenz ausnützen.

Der Boden war hier weich und matschig. Man konnte leicht ausglitschen, und wir gingen langsam und vorsichtig bis zu dem Pfad, der zwischen Erlen- und Birkengestrüpp und zwischen kniehohem Pfeifen- und Seggengras durch das Moor führt. Über die Torferde schritt man wie auf kurzgeschnittenem Rasen.

Goedtke ging voran, stützte sich auf einen Spazierstock. Er schnupperte, blieb stehen, blickte sich um. Der typische Moorgeruch nach Schwefel und verwesenden Pflanzen war bei diesem Wetter besonders stark. Irgendwie trostlos, diese Landschaft, sagte er, aber nicht ohne Reiz.

Sie zieht Selbstmörder an, sagte ich, ich habe schon fünf solcher Fälle gehabt.

Er ging weiter.

Ich folgte.

Zwischen den beiden schmalen Muskelsträngen an seinem Hinterhals zog sich eine Rille bis zu einer Vertiefung knapp unter dem Hutrand. Sie sah aus wie ein Einschußloch.

Weißt du, was die Beobachter an deinem ungewöhnlichen Vorgehen in der Radtke-Sache zunächst am meisten überrascht hat? Das Fehlen jeglichen Gespürs für das Zweckdienliche, sagte er.

Der Pfad führte zwischen dichtem Birkengestrüpp hindurch. Goedtke hielt seinen Hut mit einer Hand fest, mit

dem Spazierstock drückte er die Zweige so lange beiseite, bis ich nachgriff.

Dieses Gespür, sagte er, hast du früher oft genug bewiesen. Mit einem Mal ist es futsch. Wieso? Das fragt man sich. Und man fragt sich, ist der Mann noch kalkulierbar?

Hinter dem Gestrüpp kamen wir in freies Gelände und gingen in Richtung der Bruchkante, hinter der das Radtke-Haus lag. Ein Schwarm Vögel flog vom Westen her aufs Moor, wurde aber an der Bruchkante von einer Windböe gepackt, zurückgeworfen und über ein Waldstück am Schotterweg gefegt.

Daß die Angelegenheit eine Sonderbehandlung erfahren mußte, hatte ich und haben dir andere angedeutet, sagte er. Du wußtest mithin Bescheid. In der augenblicklichen Situation müssen derartige Fälle still und ohne großes Aufsehen erledigt werden. Einmal dürfen wir unseren Gegnern draußen keine Munition für ihre über die Menschenrechts-schiene laufenden Angriffe gegen uns liefern. Zum anderen heizt eine Publizität solcher Fälle eine Stimmung weiter auf, die gegen den garantierten Freiraum der Familie hetzt und dem Staat Kompetenzen einräumen möchte mit dem Endziel, das Erziehungsrecht eines Tages dem Staat zu zedieren – wie jene wünschen, die ich, so hoffe ich wirklich, nicht als deine neuen Freunde bezeichnen muß.

Ein bewaffneter Jäger kam uns entgegen. Vor ihm lief ein Hund. Wir blieben stehen, warteten, bis beide dicht heran waren, und traten dann zur Seite. Während sie an uns vorübergingen, sagten wir: Frohes Fest.

Der Jäger hielt an, sagte: »Platz« zu seinem Hund, der sofort parierte. Dann drehte er sich zu uns und fragte: Was ist?

Er schien schwerhörig zu sein. Wir riefen: Frohes Fest!

Ach so, ja, gleichfalls, sagte der Jäger und setzte seinen Weg fort. Der Hund lief jetzt hinter ihm her. Die Beobachter, sagte Goedtke, während wir weiterzogen, neigen der Ansicht zu, daß es dir auch in diesem Fall nicht an Gespür

mangelte; daß du vielmehr bewußt gegen die Lage gehandelt hast.

Er hielt seinen Hut gegen den ankommenden Windstoß mit beiden Händen fest. Zwei Tauben versuchten vergeblich, gegen den Wind anzufliegen, ließen sich dann abtreiben.

Ich bin noch immer anderer Meinung, rief er im Wind, und ich habe das den anderen Beobachtern auch erklärt.

Es hörte plötzlich auf zu wehen, und fast gleichzeitig begann es zu regnen. Ich habe ihnen erklärt, sagte er, daß du bei der Bearbeitung des Falles infolge einer gewissen Analogie zu einer zwar lange zurückliegenden Begebenheit, in der aber dein Vater eine gewisse Rolle gespielt hat, zusätzlich so etwas wie Vergangenheitsbewältigung zu leisten hattest.

Der Regen rauschte. In den schwammigen Pfützen und versumpften Tümpeln zwischen den Seggenrasbüscheln und Moosplacken spritzte das Wasser kniehoch auf. Wir zogen die Schultern ein. Ich stellte den Kragen meines Trenchcoats hoch und zog den Gürtel fester. Dann hörte der Schauer plötzlich auf, so schnell, wie er losgeplatzt war. Es wehte wieder der laue und warme Wind.

Das ist meine Meinung, sagte er, trotzdem hatte ich etwas anderes von dir erwartet: ein diskretes Abkoppeln des vormundschaftrechtlich relevanten Sachverhalts nämlich. Das hattest du ja auch schon erreicht mit dem Beschluß über den vorläufigen Entzug des Sorgerechts. Damit war es genug.

Er geriet ins Stolpern über eine tote Wurzel, die im Weg lag, wollte den Sturz abfangen, indem er seinen Spazierstock vor sich in den Boden stieß, aber der Stock drückte sich unter seinem Gewicht so tief in den Torf, daß er auf die Knie fiel. Ich half ihm beim Aufstehen.

Doch dann hast du das Ganze wieder angekoppelt, sagte er, und zwar mit Lärm. Schade. Es hätte dein Gesellenstück werden können, sozusagen, für den Eintritt in den Beschwerdesenat.

Wir kamen an die Bruchkante, von der aus man bis an das Radtke-Grundstück gelangen konnte. Wir blieben stehen. Um den Lärm nicht noch lauter werden zu lassen, gibt es nur eins, sagte er. Der Beschluß geht nicht raus, und du nimmst ihn später zurück.

Über das Erlengestrüpp hinweg und zwischen den Birken am Abzugsgraben unterhalb der Bruchkante sah man das Haus. Aus dem Schornstein stieg dünner Rauch. Er verwehte sofort.

Das ist es wohl? fragte er.

Ja, sagte ich, und in dem Anbau ist der Verschlag, in dem man Stefan eingesperrt hielt, eines von den dreißigtausend Kindern, die jährlich bei uns gefoltet werden. Stefan hat noch Glück gehabt. Eintausend Kinder sterben daran, wenigstens, die Dunkelziffer liegt bei neunzig Prozent.

Er schritt an der Bruchkante vorbei.

Und deshalb geht der Beschluß heraus, sagte ich, übermorgen, am Tag nach Weihnachten. Und Kopien davon schicke ich an die Presse.

Wir folgten dem Pfad, der an den großen Sumpfteich ging, wo man Maja mit einem Strauß Rosen im Arm und der Spritze gefunden hatte.

Mit derartigen Beschlüssen ändert man überhaupt nichts an diesen Zuständen, sagte er, das weißt du doch auch.

Wir kamen in den Mudde-Torf und gingen darüber wie über einen vollgesogenen Schwamm. Er gab unter unseren Füßen schwappend nach, um sich gleich hinter uns wieder schmatzend zu heben.

Wenn es aber wirklich dein Ernst sein sollte, den Beschluß bestehen zu lassen, sagte er, mußt du wissen, daß ich die weitere Entwicklung dann nicht mehr beeinflussen kann. Man konnte von dieser Stelle aus über das Moor hinweg den Hochstand neben der Tannenschonung am Knüppelweg sehen. Jemand kletterte daran hoch – vermutlich der Jäger, dem wir begegnet waren.

Daß man dich dann nicht in den Beschwerdesenat holt, wird dir klar sein. Auch Jens' dumme Diebereien werden zur Sprache kommen mit dem Ergebnis seiner Relegation von der Schule. Das ist aber leider nicht alles. Das Gehen im Mudde-Torf strengte an. Dazu kam die lauwarne Luft. Ich schwitzte. Vom Flughafen drang der Lärm einer startenden Maschine herüber.

Das Fehlen deiner Kooperationsbereitschaft seit einiger Zeit, sagte er, blieb natürlich auch anderen nicht verborgen. Weder über die Aktivitäten der Storbeck-Clique in der Stieber-Sache und in der Weinhold-Rosenbaum-Angelegenheit kamen Berichte von dir, noch hörte man etwas über deine Einschätzung zum Beispiel dieses Heimleiters Hansen oder dieses Doktors Roßbach. Und die Protokollführerin Kirberg scheint sich wohl deiner besonderen Protektion zu erfreuen.

Der Mudde-Torf ging über in eine glitschige Decke aus Moos. Zwischen den einzelnen Geflechten gab es schlammige Rinnen und Löcher, und man mußte achtgeben, nicht hineinzugeraten. Bei einem langen Schritt rutschte Goedtker auf dem rechten Fuß, kippte nach hinten, und ich sprang vor und konnte ihn abstützen. Im Seggentorf, der sich an die Moosfläche anschloß, konnten wir fester auftreten.

Man hat mich eine Liste einsehen lassen, sagte er, die verschiedenes über dich enthält unter genauen Zeit- und Ortsangaben und nur die beiden letzten Monate betreffend: Randalieren in einem italienischen Restaurant, anschließender Prostituiertenbesuch; Prügeleien bei einem Fußballmatch und Zusammenkunft mit einer Gruppe militanter Atomkraftgegner; Treff mit einer als Zeugin in der Radtke-Sache auftretenden abartigen Frauenrechtlerin; Bedrohung des Hausverwalters und intimes Tête-à-tête mit der Protokollführerin im Moor; Beteiligung an einer Saalschlacht während einer kommunistischen Veranstaltung zugunsten der Veranstalter und häufiger Verkehr bis zur

Zusammenarbeit mit einer Bande jugendlicher ehemaliger, heute politisierter Strafgefangener und so fort – in dieser äußerst pingeligen Genauigkeit, welche die Verfasser solcher Listen nun einmal auszeichnet.

Wir mußten durch ein halbhohees Gehölz aus Krüppelbirken. Dahinter lag der Sumpfteich. Goedtke teilte das Geäst mit dem Spazierstock, so daß ich, dicht hinter ihm, ungehindert mitkam.

Solche Listen werden über viele geführt, sagte er, wahrscheinlich sogar über mich. Sie sind sozusagen als Ergänzung zur Personalakte gedacht, und unter gewöhnlichen Umständen würde man diese Liste über dich eben auch ad acta legen. Sollte dein Beschluß aber wirklich herausgehen, dann bricht sie dir das Genick.

Wir waren am großen Sumpfteich angelangt – einem beinahe kreisrunden Muddengewässer mit einer Fläche von höchstens fünfzig Quadratmetern. An einigen Stellen stand das Wasser gerade handbreit über dem Morast. Der breiige, braune Faulschlamm galt als grundlos. Wer da hineingeriet, hieß es, werde unweigerlich nach unten gezogen und schließlich verschluckt.

Goedtke blieb stehen. So ist die Lage, sagte er.

Ich stand hinter ihm. Ich dachte: Die Geschichte muß ein Ende haben. Wie damals. Ich sollte die Obstkisten wieder abladen, zum dritten Mal. Ich mach euch schon pleite, hatte Baukloh gesagt. Wir konnten erst in einem Monat zahlen. Ich hatte das Gymnasium verlassen müssen und arbeitete Tag und Nacht. Baukloh rauchte Zigarre. Los, runter damit, das ist Diebstahl, Bandit, sagte er. Er stand an der Ziegelwand in der Halle. Ich sah im Rückspiegel, wie er rauchte. Karl Böcker frühstückte in der Kantine. Ich legte den Rückwärtsgang ein und gab volles Gas. Die hintere Bordwand des Opel-Blitz brach in die Ziegelwand ein. Erst, als die Leute von allen Seiten heranliefen, stieg ich aus. Er lag zwischen den leeren Kisten. Sie hoben ihn auf. Ihm war nichts passiert. Aber er konnte allein nicht stehen.

Man mußte ihn stützen. Er wußte, daß ich ihn töten würde. Ich sah es ihm an. Ich behielt das Obst und hatte nie mehr Ärger mit ihm.

Der graue Hut saß gerade auf dem Kopf. Mit der vom Körper weggestreckten Rechten stützte er sich auf den Stock. Seine Linke steckte bis zum Ellenbogen in der Manteltasche. Sein rechtes Bein war leicht angewinkelt. Der Fuß berührte nur mit der Spitze den Boden. Er stand unmittelbar am Wasser.

Der Sumpfteich konnte von keiner Stelle im Moor aus eingesehen werden. Ein Bruchwald aus Schwarz- und Roterlen bildete nach Osten und Norden hin eine Sichtschranke. Hinter uns lag das Gehölz aus Krüppelbirken, und zur Rechten war eine Böschung, an der der Pfad hochging. Von da führte er wieder ins freie Moor und zurück zum Knüppelweg.

Nun, sagte Goedtke, was ist?

Ich sprang in zwei Schritten und stieß mit beiden Fäusten. Er klatschte mit dem Vorderkörper auf, begann zu strampeln und mit den Armen zu rudern, und es gelang ihm, die Beine hinunterzudrücken. Er drehte sich langsam herum, und erst, als er seinen Kopf in meine Richtung gebracht hatte, begann er zu schreien.

Ich wußte nicht, ob er mich sehen konnte. Sein Gesicht war voll Schlamm, die Brille fehlte. Der Hut schwamm weiter weg. Aber der Stock lag vor ihm. Er tastete danach und fand ihn und fuchtelte mit ihm herum, ergriff die Spitze, versuchte mit der Krücke den festen Rand vom Sumpfteich zu fassen. Das gelang nicht. Er kam nicht weiter heran und sackte tiefer. Als ihm der Schlamm an der Brust stand, kletterte ich die Böschung hoch.

Oben von der Böschung aus sah ich zurück. Er steckte bis zur Brust im Schlamm, versuchte jetzt, sich vornüber zu werfen, um an den Rand zu kommen. Es gelang nicht. Aber er rutschte auch nicht tiefer. Ich setzte mich auf die Böschung. Er wäre vorausgegangen nach einem Streit,

würde ich sagen, und daß ich ihn gesucht hätte, bis ich schließlich den Hut fand und den Stock im Sumpfteich. Goedtke sackte nicht weiter ab. Der Schlamm reichte ihm nur bis an die Brust. Er hatte Grund gefaßt.

Ich fing an zu lachen, laut und immer lauter, und Goedtke hörte auf zu schreien.

Ich kletterte die Böschung wieder hinunter.

Reich mir den Stock, sagte ich, halt dich an der Krücke fest.

Ich kniete mich an den Rand, beugte mich so weit vor, wie es eben ging, und versuchte den Stock zu fassen, den er mir hinhielt. Ich kriegte schließlich die Spitze zu packen und zog und bekam mehr vom Stock in die Hand, und Goedtke kam Zentimeter für Zentimeter näher, so weit, bis ich beide Hände unter seine Achseln brachte.

Der Faulschlamm hielt zäh an ihm fest, floppte und schmatzte. Als Goedtke sich endlich mit den Ellbogen auf dem festen Rand abstützen konnte, zog ich ihn an mir hoch, wobei ich zur Seite kippte. Er fiel neben mich.

Wir lagen eine Zeitlang nebeneinander und schwiegen. Ich sah in den Himmel, und er wischte sich das Gesicht ab.

Dann sagte er: Ohne Brille sehe ich fast nichts.

Ich stand auf, holte den Stock, hielt ihm die Krücke hin.

Er erhob sich, ergriff die Krücke und ich die Spitze des Stocks, und so führte ich ihn an die Böschung, zog ihn herauf, und dann gingen wir den Pfad entlang durch das Moor, ich voran, er hinter mir, zwischen uns der Stock.

Wir begegneten dem Jäger und seinem Hund. Diesmal trat er zur Seite. Ich sagte: Frohes Fest.

Er schüttelte den Kopf. Was ist denn passiert? fragte er.

Nichts, sagte ich, wir spielen Blindkuh.

Goedtke schwieg. Er sagte auch nichts, als wir im Wagen saßen. Ich fuhr ihn heim.

Als er ausstieg, sagte ich: Es ist übrigens zutreffend, von meinen neuen Freunden zu sprechen. Weißt du, warum? Sie arbeiten an der Kontinuität einer Geschichte. Und je

weiter diese Geschichte fortschreitet, desto mehr zerfällt eure Geschichte, die Geschichte der Goedtkes. Aber auch umgekehrt, wie bei den beiden kommunizierenden Röhren. Und deshalb muß man mit ihnen zusammenarbeiten. Damit's Leute wie dich nicht mehr gibt.

Du bist wirklich verrückt, sagte er, stieg aus und ließ die Wagentür offen.

Ich sah hinter ihm her. Er war völlig verdreckt. In seinen Haaren hing noch Schlamm, aber er ging aufrecht, mit nach außen gesetzten Füßen, den Kopf nicht ein bißchen gesenkt, so wie eh und je.

Ich fühlte mich eigenartig benommen. Immer noch drangen die Außenreize ungehemmt ein, ordneten sich jetzt aber zu einem schillernden Muster. Es erzeugte ein Gefühl von Unbekümmertheit, das man leicht mit Stabilität verwechseln konnte, mit Gleichgewicht. Ich fuhr zur S-Bahn-Brücke.

Den Mantel zog ich aus und die Gummistiefel, stemmte mich an der Mauer ab, die den Bahndamm zum Bürgersteig hin abgrenzte, und kletterte die Böschung hoch zu den Geleisen.

Die gemauerte Gewölbebrücke überführte die Straße in einer Länge von zwölf und in einer Höhe von sechs Metern. Das hüfthohe Geländer war in der Konsole eingelassen zwischen zwei gemauerten Sockeln. Es bestand aus schwarz gestrichenem Gußeisen – eine Reihe vertikaler, durch diagonale Streben verbundener Stangen. Der Handlauf darüber war absatzbreit und wenig gewölbt – nur so wie bei einem Buchrücken.

Ein Zug lief an, ratterte vorüber. Der nächste Zug würde erst in zwanzig Minuten kommen.

Ich zog die Strümpfe aus. Auf dem gemauerten Sockel, dessen Oberkante knapp über dem Handlauf lag, konnte man bequem stehen. In dem Haus mir gegenüber am anderen Ende der Brücke stand eine Frau am geöffneten Fenster in der Beletage. Ich winkte ihr zu, und sie winkte zurück.

Die Straße rechts unter mir war leer.
Verlor ich das Gleichgewicht, würde ich nach links abspringen auf den Schotter neben dem Gleiskörper. Daran hatte ich vorher nie gedacht. Es schien ganz einfach.
Ich setzte den linken Fuß zuerst auf, breitete, mich ausbalancierend, die Arme aus, zog den rechten Fuß nach, spürte, wie das rauhe Eisen faßte, belastete das rechte Bein, hob den linken Fuß, setzte ihn vor den rechten. Ich blickte auf meine Zehen, kam fast bis zur Mitte und sah auf.
Die Frau in dem geöffneten Fenster auf der Beletage im Haus gegenüber hatte sich vorgebeugt, streckte mir beide Arme entgegen. Sie glich dem Mädchen, das im Univiertel Flugblätter verteilt hatte, fand ich, ehe ich kippte – zur Straßenseite hin.

Nachdem meine zerschmetterten Fersenbeine gerichtet, die Fragmente mit Fixationsdrähten versehen, die Unterschenkel in Gips gelegt waren, und ich mich an die Lage zwischen den beiden Sandsäcken im harten Bett zur Stilllegung der vorderen und hinteren Beckenringbrüche gewöhnt hatte – durfte ich meinen Geburtstag feiern.
Christa hockte neben mir auf der Bettkante, die anderen saßen um das Bett herum: Storbeck und Irene Kirberg, Jens und Slim, Otto und Tina.
Wir tranken Wein und erzählten und lachten.
Nach der zehnten Flasche warf die koreanische Krankenschwester alle bis auf Christa raus.
Christa schüttelte das Kopfkissen zurecht, wischte Krümel vom Bett, deckte mich zu und sagte: Versuch jetzt zu schlafen.
Sie setzte sich in den Sessel am Fenster und las in ihrem Soboul, *Die Große Französische Revolution*.
Ich war leicht betrunken und träumte im Halbschlaf vor mich hin, wie ich auf dem Geländer der S-Bahn-Brücke balancierte. Unter mir auf der Straße standen Storbeck und Irene Kirberg, Doktor Roßbach und Anna Dollberg,

Storbecks Jungs und seine Frau mit den vollkommen schwarzen Augen, Frau Musswald, Slim und Jens und der Heimleiter Hansen, Gerhard und Christa und die Fußballmannschaft und viele andere, die ich nicht erkennen konnte. Sie streckten mir die Arme entgegen, ich ließ mich fallen, und sie fingen mich auf und trugen mich über ihren Köpfen durch die Straßen. Ich war stolz und gerührt und weinte ein bißchen, so wie Lino Ventura in *Boulevard du Rhum*, als er in einem Vorstadtkino sich und Brigitte Bardot auf der Leinwand sieht, umschlungen und hochgehoben von vielen Freunden vor der untergehenden Sonne am Strand von Jamaica.

Drumherumgerede

NA

was sagen Sie denn jetzt
der Wind hat sich gedreht im Lande
mit einem Paukenschlag aus BAYERN
und damit hätten Sie wohl nicht gerechnet
wie
daß das die ganze Zeit so weiterlaufen würde
haben Sie doch geglaubt
so langsam in den SOZIALISMUS schlittern
und wir
wir stehn daneben und sehen einfach zu dabei
und hören uns das an das
DRUMHERUMGEREDE
DRUMHERUMGELABER
DRUMHERUMGEQUATSCHER
Da haben Sie sich die ganze Mühe all die Jahre durch
gemacht
nach dem ZUSAMMENBRUCH fing das schon an
mit ENTNAZIFIZIERUNG
die Bescheinigung darüber hab ich heute noch

die hängt auf meiner Vorstands-Toilette unter Glas
der Aufsichtsrat lacht jedesmal darüber Tränen
dann UMERZIEHUNG
Menschenskind
was haben Sie sich dabei bloß gedacht
besonders clever war das ja nun nicht
zum Beispiel ich
ich hab das drüben in den STAATEN absolviert
und das war beste Schulung
zusammen übrigens mit einem Mann von Ihnen
der sitzt mir bei TARIFVERHANDLUNGEN am Ti-
sche heute gegenüber
na jedenfalls
daß ohne uns nichts läuft habt ihr ja ziemlich schnell
kapiert
trotz allem
DRUMHERUMGEREDE
DRUMHERUMGELABER
DRUMHERUMGEQUATSCHEN

daß wir so falsch gar nicht gelegen hatten
DAMALS
in den tausend Jahren
habt ihr ja ziemlich schnell gespürt im KALTEN KRIEG
da hattet ihr ganz schönes Muffensausen, wie
aber die neue WEHRMACHT mußten WIR dann
gegen eure geschlossene Phalanx haben wir die durchge-
setzt
was hättet ihr denn ohne uns gemacht
und dann in all den ruhigen fetten Jahren
mit SOZIALER SYMMETRIE und PARTNER-
SCHAFT und Pipapo
wer hat uns denn da vor SYSTEMVERÄNDERERN
geschützt
aus euren eigenen Reihen
WIR

NOTSTANDSGESETZE beispielsweise
da haben sich viele doch von euch gedrückt
obwohl ihr wußtet, daß es ohne das nicht ging
trotz allem
DRUMHERUMGEREDE
DRUMHERUMGELABER
DRUMHERUMGEOUATSCHER

und WIR
wir mußten dann trotz allem noch den Buhmann spielen
unverbesserliche alte NAZIS, KRIEGSVERRÄTER
sowas mußten wir uns anhören all die Jahre
so
und damit ist nun endlich Schluß
den Laden schmeißen
aber bitte nur in Sack und Asche und im Büsserhemd
und jedesmal sich an die Brust geschlagen
bei AUSCHWITZ MAIDANÉK und HOLOCAUST
und Pipapo
noch nie
hat sich ein VOLK in der GESCHICHTE so etwas ge-
leistet
die eigene ELITE
35 Jahre durch den Dreck zu ziehen
nun gut
wir haben geschwiegen
aber manchmal, kann ich Ihnen sagen
da ist einem der Kragen schon geplatzt bei diesem
DRUMHERUMGEREDE
DRUMHERUMGELABER
DRUMHERUMGEQUATSCHER

was ihr aus UNSEREM LAND gemacht habt
UNSEREM DEUTSCHLAND
das ist schon eine SAUEREL, gelinde ausgedrückt
ich sag nur
OSTVERTRÄGE

die Perspektive auf die unser Volk bei Strafe seines
Unterganges
niemals verzichten darf
habt ihr doch einfach weggedrückt
die Linie
CHEMNITZ KRAKAU KIEW
daran zu denken war doch schon verboten
und seht euch eure Jugend an
von wegen
LEISTUNG WEITERKOMMEN NEUE GRENZEN
statt dessen Händchenhalten Schmusen Nabelschau
beim ersten KNALL da zittern denen doch die
MORSCHEN KNOCHEN
aber
der Wind hat sich gedreht im Lande mit einem Pauken-
schlag aus BAYERN
und jetzt wird aufgeräumt bis zur Jahrtausendwende sag
ich Ihnen
und darüber
da ist nun endlich Schluß mit diesem
DRUMHERUMGEREDE
DRUMHERUMGELABER
DRUMHERUMGEOUATSCHEN

NA
und was meint ihr dazu das Publikum
DRAUSSEN im LANDE
solle mer ne rinlasse mit Paukenschlag
diesen aus BAYERN oder
machen wir jetzt endlich Schluß mit seinem
DRUMHERUMGEREDE
DRUMHERUMGELABER
DRUMHERUMGEQUATSCHEN

Aus dem Roman »Der Liedermacher«

Der Blackout auf unserer letzten gemeinsamen Tournee, um damit mal anzufangen, war tatsächlich Sabotage.

Wir hatten mit Störungen jahrelang nichts mehr zu tun gehabt. Die Leute, die in den späten 60ern auf die Bühne geklettert waren, unsere Mikrophone aus den Haltern rissen, kamen nicht mehr. Sie waren dabei gewesen schon auf den Ostermärschen, später beim Bau von Barrikaden vor den Auslieferungslagern von *Bild* oder bei den Sturmläufen in den Straßen gegen die Notstandsgesetze und nach den Schüssen auf Rudi Dutschke. Sie redeten auf das Publikum ein, verzweifelt, nicht zu verzweifeln. Später schrien sie es nur noch verbittert an. Die letzten schließlich waren Clowns, die nichts weiter wollten, als eine Vorstellung von sich selbst zu geben.

Trotzdem war ich nicht überrascht, als es in jenem Frühjahr wieder zu Remmidemmi kam. Es gab seit kurzem Gruppen und Grüppchen im rechten Lager, die mit Veranstaltungsstörungen auf sich aufmerksam machten, besonders vor Wahlen, und es gab die Punks, die nicht nur bei Rock-Konzerten dazwischenschlugen, wenn ihnen danach war.

Wir zogen eine Vierzig-Tage-Tournee durch, und es passierte bei einem der letzten Konzerte in Kassel. Der große Saal der Stadthalle dort, voller Holz, hoch und hallig, ist ziemlich schwer auszusteuern, besonders dann, wenn er nicht voll besetzt ist – und das war er nicht.

Piet hatte nicht mehr das große Publikum. Die neuen Stimmungen, die mit den siebziger Jahren aufgekommen waren, nahm er zwar auf wie in seinem Blues *Die lange Reise nach Innen*. Man hörte in diesen Liedern aber zuviel Spott, und so was war nicht angesagt. Von Piet Atten erwartete sein altes Publikum auch diesmal *ungebrochene Identifikation mit den neuen Gefühlen*. Rosenberg, der Liedermacher-Papst, hatte geschrieben: Das authentische fee-

ling für unsere Irritationen fehlt ihm, und das ist eigentlich erstaunlich bei einem Sänger wie ihm. Halten ihn seine dogmatischen Freunde am kurzen Zügel? Piet lachte darüber, verbissen zwar, aber er machte so weiter. Von den Liedermachern, die in den späten sechziger Jahren groß geworden waren – den sogenannten Waldeck-Barden –, wechselten einige in die Unterhaltungsbranche und machten Schlager, Blödelongs und dergleichen, womit sie leicht ins Fernsehen kamen. Andere verschwanden ganz von der Szene, wurden Sozialarbeiter, Lehrer, Journalisten oder alles gleichzeitig, wie Bultmann, der später einmal unter Haus- und Bohrplatzbesetzern gesehen wurde, mit denen er sogenannte Flugblattlieder sang – gute übrigens, wie ich meine. Reuter schaffte den Umstieg auf seine Art. Er, der *Barrikadenbrüller*, wie ihn die Springerpresse genannt hatte, blieb eine Zeitlang stumm. Dann trat er bei einem Benefiz-Konzert für Amnesty International auf in einem weißen Kostüm – die langen Haare unter einer Art Tropenhelm – halb indischer Guru, halb britischer Kolonialoffizier – und sang den Song, der zum Hammerlied der neuen Welle wurde: *O man, wir Tamboure dieser roaring sixties haben nicht nur unser Trommelfell zerschlagen.*

Piet Attens Plattenumsätze gingen zurück. Früher habe er doch die Nase im Wind gehabt, ein Spürhund sozusagen sei er immer gewesen mit der richtigen Witterung, habe sich von niemandem vorsingen lassen, wo es lang ging. Was los sei? fragten ihn die Leute seiner Plattenfirma. Beweglichkeit ist das wichtigste in diesem Business, sagte Carlo, dynamische Mobilität, geistig und psychisch, oder populärer ausgedrückt: mit der Zeit marschieren.

Carlo war in die Garderobe gekommen, trug das Kostüm der Saison: bestickten Kittel, Kettchen an Hals und Gelenken. Ich habe sie kommen und gehen sehen, sagte er, du bist anders und immer noch unser Flaggschiff, fehlt dir was? Du weißt, wir können eine Menge tun, du brauchst es uns nur zu sagen.

Piet schrie ihn an, er sei kein Windhund, er nicht. Die Firma täte nicht genug, Werbung, wenn überhaupt, dann die schusseligste von der Welt. Ihn als Hampelmann auf der Kirmes vorzuführen, beweise eben, daß die Firma zum Produkt Atten kein Verhältnis habe und es eben deshalb nicht verkaufen könne. Piet meinte damit das Foto, das überall erschienen war. Es zeigte ihn, wie er auf dem Holzpferdchen eines Kinderkarussells fuhr, einen Luftballon in der einen, die Kornflasche in der anderen Hand.

Beruhige dich, sagte Carlo, es kommen auch wieder andere Tage.

Carlo war Produktionschef. Er hatte zum Frankfurter Flügel des SDS gehört, und er mochte Piet. An ihm lag es bestimmt nicht, wenn weniger Atten-Platten verkauft wurden. Carlo hatte diese Mischung aus neuer Ehrlichkeit und Zynismus voll drauf. Weil du mein Alibi bist, Towarisch, sagte er, tue ich alles für dich – aber natürlich nur bis zu einer bestimmten Absatzgrenze. Fällst du darunter, muß ich mir ein anderes Maskottchen besorgen. Auf dieser glitschigen Ebene verstanden sich die beiden genau.

Dann kam Piet noch einmal groß raus mit seiner Platte *Unterm Holderbusch regnet es zweimal*. Das Lied auf dieser Scheibe über den Spanner, der ein Kind aus dem Kindergarten mitnimmt auf die Müllhalde, ihm das Märchen über die Erwachsenen erzählt, vermummte Bullen, die den stinkenden Berg stürmen und beide erschießen, wurde ein Hit unter Linken.

Noch im gleichen Jahr gab es den *Skandal*. Der Kronzeuge in einem Terroristenprozeß hatte ausgesagt, Piet Atten habe eine konspirative Wohnung angemietet. Die Wohnung war gestürmt worden, man hatte Waffen und Perücken gefunden, und in der Pause des Konzerts im Mannheimer Rosengarten brach ein Spezialtrupp bewaffneter Polizisten in die Garderobe. Sie drückten uns an die Wand, brüllten herum, zogen uns die Hosen aus und nahmen Piet mit. Er blieb eine Woche in Untersuchungshaft. *Bild* brachte eine

Art Fahndungsfoto von Piet, schrieb dazu: *Im Sympathisantenumpf geschnappt. Der kommunistische Liedermacher Piet Atten in Handschellen abgeführt. Fahrende Sänger übermitteln die Anweisungen der Terroristen von Ort zu Ort. In ihren Schlupflöchern – teure Apartements in besten Wohngebieten – werden Waffen und Beutegut gehortet.*

Danach war er wie ausgewechselt, sagte alle Veranstaltungen ab. Er wohnte bei seinen Eltern, blieb tagelang im Bett. Ich redete oft mit ihm, und er rappelte sich wieder hoch. Aber für eine ganze Weile hatte er etwas verloren: das Leichtfertige, diesen unbekümmerten Biß und auch diese Vermessenheit, die ihn zu diesen Gott und die Welt umspannenden Globalanalysen und Totaleinschätzungen verleitet hatte. Unsereiner findet das natürlich immer ein bißchen lächerlich, typisch halt für ungebundene Linke mit hoher Bildung. Heute weiß ich, daß diese Schwadroniererei eben auch die Quelle ist für das merkwürdig Überraschende in seinen Liedern, diese Taktfolgen, in denen Ungereimtes über Text und Musik plötzlich zusammenpaßt, daß zum Beispiel sogar Paul Kröger, unser Opa, sagen muß: Donnerwetter, so kann man's auch sehen. Vielleicht.

Also wie auch immer: Piet begann sich mit Psychologie zu beschäftigen, ging zum Psychotherapeuten, zu diesem Arnim von Künsebeck. Eine Zeitlang schrieb er keine neuen Lieder. Er sang seine alten, aber viele von ihnen paßten nicht mehr zu den neuen Stimmungen. Auch seine Unsicherheit teilte sich den Leuten mit.

Er liebt sich nicht mehr richtig, sagten sie. Er machte zwar neue Lieder. Sie waren aber schwer verständlich, wie der Song über die Leichen im Maisfeld und die Schweine, die sie fressen.

Atten verbittert zunehmend, schrieb man, *sein Biß ist dahin*. Seine Musik wurde so kompliziert, daß es hieß: Der gehört jetzt in die E-Rille.

Doch das legte sich mit der Zeit, und es kamen wieder solche Lieder wie das über die Familie Kröger, ein Hammerlied, das sogar ins Russische übersetzt wurde. Der Medienboykott, der nach dem *Skandal über Piet* verhängt wurde, wirkte sich aus. Er wurde zwar hin und wieder durchbrochen von Freunden aus alten Zeiten, doch die meisten von ihnen waren nur für Nachtsendungen zuständig. Später fanden sich auch mal Redakteure, die Piet in Pop- und Jugendsendungen zu Wort kommen ließen, kurz und mit distanzierenden Kommentaren. Aber das Fernsehen blieb ihm versperrt. Und wer an diesem Fenster nicht erscheint, der ist fürs große Publikum vom Fenster. Wir mußten kleinere Hallen mieten, und auch die wurden oft nicht voll.

Piotrowsky, damals war er noch Staatssekretär, ist am Morgen zum Frühstück vor Kreiters Mühle aufgetaucht – jung und blond und durchtrainiert, einer aus der neuen Politprofigeneration. Als er sich neben Piet an den Tisch setzte, ging ich gleich rüber, hockte mich zwischen sie ins Gras. Da kenne ich nichts, und Piet und ich hatten ausgemacht: Mithören. Zwei merken mehr.

Piotrowsky war am Vorabend im Konzert gewesen. Wenn er ehrlich wäre – mit großer Skepsis sei er dahin gegangen, so fing er an. Und aus Nostalgie vielleicht. Atten-Lieder nämlich, die hätten früher mal was bedeutet für ihn und seine Kumpel – er sagte wirklich *Kumpel* –, die hätten zu ihnen gehört wie algerischer Rotwein und schwarzer Krauser. *Komm mal rüber auf die dunkle Straßenseite, Junge* – das hat uns einfach gepackt. Das waren unsere Träume und Wünsche. Beim Lied vom Onkel Willi ohne Beine, der mit der alten Nutte bumst – da hätte er noch mitgemacht. Aber dann plötzlich dieser Knick. Wie vor die Brust gestoßen – dieser Song von *der prächtigen Kalaschnikow am Koppel der*

Genossin aus Da-Nang. Da war's aus für lange Zeit. Hier und da mal was gehört im Radio, auf Platte bei Leuten; nicht schlecht, zum Beispiel von der Angst des Möbelfacharbeiters Fritz Kasunke auf dem Roten Platz. Aber doch nicht, wie's früher mal war. So – und dann gestern einfach mal hingegangen. Also – diese Überraschung!

Wer Piet nicht so gut kennt wie ich, kann auf den Gedanken kommen, der mache sich nichts aus Bauchpinselei. In Wirklichkeit ist er versessen darauf. Man muß nur den richtigen Ton treffen – aber das ist nicht leicht. Da habe ich schon das Verrückteste erlebt. Luckberg, einen Großkritiker, schmiß er mal aus der Garderobe, obwohl der richtig schwärmte, Piet habe mit seinen Liedern das fehlende Glied zwischen Nieder und Hoch, U- und E-Kultur gefunden, das wirklich Neue heute. Dagegen eine Nonne, die am Bühnenausgang auf ihn gewartet hatte und ihn beschimpfte, weil er so Vulgäres und Bösartiges rausschleudere, auf Gefühlen rumtrampole, die aber dann zwitscherte, trotzdem sei sie so mitgenommen wie einmal vor Jahren, bei einem Requiem in Maria Laach, das wär wohl das Gregorianische in Piets Liedern – diese Betschwester mit ihrem Quatsch konnte ihn beschwatzen zu einem Wohltätigkeitskonzert für *Miserior*.

Piotrowsky traf den Ton nicht. Wie er die Arme am Körper runterfallen ließ, *entwaffnet von dem, was da von der Bühne runterkam – ein ganz neuer und doch wieder der alte Piet Atten*, wie er die Fäuste an die Brust drückte, weil Piet *das Publikum packte und nicht mehr losließ*. Daß es so was noch immer oder schon wieder gab: *die Unbelehrbaren, die Unverbesserlichen, und daß die einfach so losbrüllen, eigentlich unglaublich ist das, das braune Pack*. Er kriegte das Würgen, faßte sich an den Hals dabei. Aber wie Piet dann das abgefangen hätte, das sei schon – na ja, er wolle hier keine – aber so was nenne er – Piotrowsky – souverän. Das zeichne eben den Könner aus. Und wie er Stimmungen und Phantasien, die umliefen, auf den Punkt stoße, Privates in gesell-

schaftliche Zusammenhänge bringe durch paar Worte und Akkorde, wo andere ganze Bücher zu brauchen, und so weiter. Piet grinste. *Mit dem grünen Band der Sympathie*, sang er über den Tisch. [...]

Was ihn – Piotrowsky – angetörnt habe – er sagte wirklich *angetörnt* –, sei aber auch Piets Absage an die Periode seiner proletarischen Kulturrevolution, zum Beispiel in dem Song von den Brötchen, die kleiner gebacken werden müßten und wieder in Form der guten alten Möse, ohne Hammer, ohne Sichel. Interessant sei jetzt für ihn, Eugen Piotrowsky, ob er, Piet Atten, eben auch die Viererbande in sich verurteile – und zwar öffentlich. Darauf wartet mancher, Piet. Dieser Ton traf. Piet lachte meckernd. Das kenne ich. Dann ist eine Barriere durchstoßen.

Der wollte damals schon einfädeln, dieser Piotrowsky – und es ist ihm schließlich ja auch gelungen. [...]

Ich hatte es sofort gefühlt, als wir Piet zum erstenmal hörten. Das isser, genau die richtige Mischung, E.B. und E.P. – Ernst Busch und Elvis Presley.

Es war im Theater in Hagen. Dahin kamen wir sonst nicht. Rolli und ich saßen ganz hinten, und ich weiß noch, wie mir wirklich ein Schauer über den Rücken lief beim Lied über den jungen Arbeiter, der abhauen, endlich die Zähne in was Saftiges schlagen will. Bloß nicht weiter die Stechkarte drücken. Piet schlug die Gitarre im Takt der tausendmal hintereinander gedrückten Stechuhr. Dazu sang er mit dieser Kollerstimme von Elvis, aber durchdringender und heiser und höher. Es hörte sich an wie Schreie, die aus einer Werkhalle gellen. Ich weiß nicht, woher wir den Mut nahmen, aber Rolli und ich gingen nach dem Konzert hinter die Bühne und in Piets Garderobe. Er saß da allein in einem Samtessel, Füße auf dem Schminktisch. Du bist Klasse, sagte Rolli, mit dem Abhauen von Heinz aus'm Betrieb – da ist aber was falsch dran. Weisse nicht, was Gewerkschaft ist? Wisse er wohl, sagte Piet, diese verfaulte Truppe interessiert mich aber nicht.

Was er davon hielt, mal zu singen vor Gewerkschaftsjugend? Komm doch mal. Da haut dich keiner inne Pfanne, ehrlich. Auf so was wie dich haben wir nämlich gewartet. Ich komme, sagte Piet, und als Rolli nach der Gage fragte, sagte er: Für euch umsonst. Rolli schlug ihm auf die Schulter. Na siehsse, sagte er, so was hören wir schon mal ganz gerne.

Er kam dann ins Sälchen von Erwin Zibulla. Alle unsere Leute waren da, auch die Alten und viele von der IG-Metall-Jugend, die nicht Mitglieder im Klub Klaus Störtebeker waren. Die Bude erzitterte vom Beifall nach jedem Lied. Erwin Zibulla vergaß, Bier nachzugeben, und hinterher gingen wir ins Klubhaus, eine alte Garage, die wir uns eingerichtet hatten. Es gab eine heiße Diskussion. Piet hatte hanebüchene Ansichten über Arbeiter, Gewerkschaften und über unsere politische Arbeit. Das war ihm alles nicht revolutionär genug, dem Studierenden, aus seiner katholischen Beamtenfamilie. Aber er hatte es – fanden wir alle. Man muß einfach lange mit ihm diskutieren, meinte Rolli, der gehört doch zu uns. Ich habe Piet nachher die Gitarre zum Wagen getragen. Es regnete. Ehe er einstieg, sagte er, daß er was gelernt habe. Bei uns fühle er sich wohl. Er müsse wirklich mal öfter mit uns diskutieren. Sag mal, fragte er mich, wenn du zum Beispiel mich begleitest auf meinen Touren, was hältst du davon? Ich habe unbedingt jemanden nötig, der den ganzen technischen Kram besorgt. Ich schaff das nicht mehr allein, na?

Das hat mich nicht losgelassen. Ich fuhr zu den Konzerten von Piet, wenn ich eben Zeit hatte und der Ort nicht so weit entfernt lag. Er spielte damals noch über die Hausanlagen, und ich drückte mich in den Regieräumen herum, guckte ab. So geht das nicht länger, sagte Piet, wir müssen eine eigene Anlage haben, und ich will auch nicht mehr den Wagen steuern, Hunderte von Kilometern, und dann auf die Bühne. Also komm – oder ich such mir einen anderen. Ich zahle 100 Mark pro Auftritt. Zehn Auftritte im

Monat sind allemal drin. Das war damals viel Geld für mich.

Zu Hause und in der Gruppe, als ich damit anfang, daß ich mit Piet Atten arbeiten wollte, gab es zuerst Gelächter. Ob ich *arbeiten* gesagt hätte. Ich blieb dabei, und dann wurden sie eisern. Show-Geschäft, das isst also, was du von Anfang an vorgehabt hast. Nicht ins Werk. Damit fing das doch an. Also kommt überhaupt nicht in Frage, brüllte der Alte. Die anderen beknieten mich: Junge, doch jetzt nicht. Wir paar Männekes hier. Mitten in der Illegalität, wo jeder mit einem Bein im Knast steht. Du weißt doch, was das heißt – weglaufen. Verrat.

Es war ja was Wahres dran – aber auch ich blieb eisern. Rolli stand auf meiner Seite, und wir konnten uns schließlich durchsetzen.

Die Gesellenprüfung als Autoschlosser machte ich noch. Und dann begann meine Laufbahn als Betreuer, als Roadie des Liedermachers Piet Atten. Piet kam am Nachmittag zur Geburtstagsfeier, als wir an den Tischen unter den Bäumen saßen, und er wurde mit großem Hallo empfangen. Er brachte dem Alten ein Ständchen, sang ein paar seiner alten Lieder und dann das Krögerlied über die Familie mit hundertzwanzig Jahren Knast und Lager auf dem Buckel, die aber nie gebuckelt läuft, die Stafette nicht verliert in den großen Niederlagen und den kleinen Verbesserungen, den großen Verbesserungen und den kleinen Niederlagen, von Ruhrkampf, Kapp-Putsch, Arbeitslosigkeit und Widerstand, Naziterror, Wiederaufbau und von dem zähen Kleinkampf für das Teewasser und für die kleinen Schritte, Posten und Statuten, dieser Kampf, der so zermürbt, vielleicht noch mehr als alle großen Kämpfe – dabei immer im Visier des Feindes vom Genickschuß bis Berufsverbot. Paul Potthoff klatschte am lautesten und längsten. Du bist der Größte, sagte er zu Piet, weisse, daß ich alle deine Platten habe?

Mein Vater mochte das Lied, obwohl er es sich nicht anmerken ließ und auch diesmal nörgelte, zu sehr wäre das alles auf einzelne abgestellt, bloß Familie Kröger – und auch die käm' zu gut dabei weg.

Laß man, rief Heini Spormann, zum Geburtstag darf man auch mal prahlen.

Drei lange Tische standen unter den Bäumen, und kein Stuhl war frei. Es war warm wie selten im frühen Mai. Die Männer hatten die Jacken ausgezogen, und die Frauen trugen Sommerkleider oder Hosen und Blusen. Die Kinder rannten um die Tische herum, machten Sackhüpfen und Eierlaufen, mein Bruder Erwin, das größte Kind, vorneweg, während sein Sohn Olaf mit einem Buch im Gras lag. Aus zwei Bierfässern wurde gezapft, Platten mit Streuselkuchen standen auf den Tischen und die Schnapsflaschen. Und hinten im Garten wurde gegrillt. Unsere Feiern!

Geburtstag, Hochzeit, Beerdigung, Betriebsjubiläum, Heimkehr aus Knast wurden gefeiert, aber auch die Befreiung von Kuba, Vietnam, Allendes Wahl in Chile oder ein erfolgreicher Streik, ein erreichter Posten im Betriebsrat und letztes Jahr die beiden Stadtverordneten. Seit klein auf bin ich dazwischen gewesen, wenn sie zusammensaßen, erzählten und tranken, lachten und fiennten. Aus jedem Blickwinkel habe ich unsere Leute kennengelernt, die dicken Füße zum Beispiel von Herbert Ronsdorf in Gummistiefeln, Hugo Becks Holzbein mit den Scharnieren, die lackierten Fußnägel von Sugga Spormann, den Gemüsegeruch, der von Rosa Niehus ausgeht – als ich noch unter dem Tisch hocken mußte, zwei oder drei Jahre alt. Später, sitzend auf einem Schoß, lernte ich ihre Gesichter kennen und die Gesten beim Erzählen. Ronsdorfs Faust mit den Sommersprossen oder Rosas große Brüste, die auf den Tisch zu liegen kamen, wenn sie zuhörte. Ich fühlte, als ich neben ihnen am Tisch sitzen durfte, ihre Körperwärme, war mit ihnen traurig oder froh, verfolgte, was an ihnen gleich blieb und was sich veränderte mit der Zeit: das Zeichen auf der

Stirn von Heini Spormann zum Beispiel, das zum tief geritzten Kreuz wurde, die Arme und Gesichter der Männer, die dicker wurden, Bäuche, die wuchsen, und die Frauen, die dünner wurden mit dem besseren Leben. Und der Geruch vom frischen Streuselkuchen, Bier und Schnaps und Wurst auf Bratrost gehört dazu. Egal, wo ich bin – wenn mir diese Mischung in die Nase kommt, sehe ich sie vor mir und mich dazwischen.

Vierzehn Tage darauf fanden Landtagswahlen statt, und darüber sprach man natürlich an allen Tischen. Die meisten standen im Wahlkampf: Infostände, Veranstaltungen in der ganzen Umgebung, Plakatkleben bis tief in die Nacht und kaum Schlaf, aber morgens früh zur Arbeit. Und was kommt dabei raus? fragte Tom Strathmann bitter. Wir treiben den anderen doch die Stimmen zu.

Was bringt ihr denn? Volles halbes Prozent diesmal? rief Orgemann, und es fing dieser ewige Krach wieder an zwischen den beiden Lagern, bis Piet Atten auf den Tisch sprang, in die Saiten griff und lossang: *Wenn wir schreiten Seit an Seit* und *In Hamburg fiel der erste Schuß*. Und bald sangen alle mit, und die schon am Törchen standen und zu ihren Autos wollten, kamen wieder zurück, setzten sich noch mal dazu.

Piet zog mal wieder seine Show ab als *Volkssänger* und *Künstler der Arbeiterklasse*. Morgen würde er seine Sprüche darüber machen, und ich würde mich nicht mal mehr darüber aufregen, ihm Verkommenheit und zynischen Opportunismus vorwerfen, wie früher oft, zuletzt nach seinem Auftritt vor Hoesch, beim Streik, als Hunderte begeistert mit ihm gesungen hatten. Seit langer Zeit in diesem Land hatte man so was wieder gehört und in der Tagesschau gesehen: Arbeiter, die vor ihrem bestreikten Betrieb ihre alten Kampflieder singen. Und was hat Piet hinterher dazu gesagt, als wir im Wagen nach Süden fahren? Unglaublich komisch, aber auch rührend unbeholfen sei das. Im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts, unter den kompli-

ziertesten Verhältnissen die simpelsten Schusterharmonien aus vollem Hals! Im Zeitalter globaler Markt- und Umverteilungsstrategien, störungskompensierender Teilsysteme, Makro- und Mikroprozessoren jubeln die braven Malocher treuherzig: Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will. Und es singen nostalgisch die Chefetagen der Arbeitgeber- und Arbeitnehmerzentralen mit.

Er hatte nichts begriffen, und das habe ich ihm auch gesagt, am nächsten Tag, als wir in seine Heimatstadt fuhren, wo wir ein Konzert hatten im Saalbau Schwägers.

Tango du Midi

Die Place im Dorf um Mittag mitten im Midi:
Das Licht gesprenkelt unter den Platanen, und der
Brunnen plätschert, und die Kugeln klacken beim
Pétanque. Das ist ein Film, der ist uralte und der läuft
immer noch. Noch immer sitzen sie zusammen vor der
Bar: – der Bäcker, Schäfer, Lehrer, Garagist, und alle
reden übers Wetter und den Wein für dieses Jahr und
daß sich auch seit Mitterrand noch nichts geändert hat.
Die Alte, krumm gebuckelt, unterm Arm ihr täglich
Brot, schleicht in ihr Haus. Um sie herum fahren die
Kinder Tour de France. Der fou du village läuft immer
lachend hinterher.

Und ich, ich sitz
beim zweiten Glas Pastis.

Die Flöte aus dem Weinberg bläst mein Bruder Pan.
Zur Sonnenhymne fallen die Zikaden ein. Die Zeit
bewegt sich langsam seitwärts und nicht mehr nach vorn.
So wird es sein, wenn die Geschichte mal zu Ende ist.
Bis dahin lies die fünfzehn Namen an der Wand,
der Mauerwand, die vor dem Oleander steht. Die Wand,

vor vierzig Jahren war sie vollgespritzt mit Blut,
als die SS hier fünfzehn Männer des Maquis erschoss.
Ob Zeit die Wunden heilt, auch wenn sie steht,
fragt hier kein Mensch,
und alle schauen auf den Bus aus meinem Land, der
plötzlich hält. Auf einmal geht sie wieder los, die alte Zeit.

Und ich trink schnell mein drittes Glas Pastis.

Die Place im Dorf um Mittag im Midi wird voll.
Der Reiseleiter gibt nur zehn Minuten für das Knipsen.
Dies hier, sagt er, typisch, sehen wir noch oft. Man ist
gepflegt und ist diskret und ist was Besseres: ein Kunst-
verein, der sucht Romantik im Midi. Die Kirche hier im
Dorf soll karolingisch sein. Die Witwe sagt es streng und
sieht dann über mich hinweg, und ich denk, sie ist ganz
genau der Nazi-Witwe-Typ. Die reisen auf den Spuren
ihrer Männer, die die Welt in Scherben schlugen. Dafür
kriegen sie Pensionen. Warum macht bloß die Geschich-
te, fragst du, diesen schlechten Witz?

Und ich trink wütend noch ein Glas Pastis.

Die Place im Dorf um Mittag mitten im Midi wird leer.
Der Kunstverein besichtigt diese Kirche, und die Leute
aus dem Dorf begeben sich zu ihrem Mahl. Der Lehrer
bleibt und trinkt und gähnt über der Humanité. Und
über diesen leeren Platz kommt sie allein, die Witwe, in
den Händen rote Rosen. Es sind fünfzehn, und sie legt
die Rosen einzeln an die Wand, die Wand, an der unter-
einander fünfzehn Namen stehn. Die Stille hat ein Echo,
wenn Zikaden plötzlich schweigen, und die Flöte aus
dem Weinberg bläst auf einmal einen Tango, diesen
wundersamen Tango du Midi.

Und ich trink irritiert
noch ein Pastis.

Die Lehrerin

Sie nun also ganz in Weiß, mit Strauß und Schleier,
Bernhard: Cutaway, Zylinder.
So kommen sie aus dem Portal durch das Spalier der Leute.
Die Orgel braust, die Glocken läuten, und die Sonne scheint.
Man klatscht, und ihre Klasse OIIIa wirft Reis. Ganz witzig?
eine Hochzeit wie aus einem Film der 50er Jahre.
Genauso hatten sie sich's ausgedacht.
Sie weiß nicht, ob sie weinen oder lachen soll.
Bevor sie jetzt die Treppe runtergehn, bleiben sie stehn
für einen kurzen Augenblick.
Sie sieht auf diese kleine, alte, schöne Stadt,
die ihr noch immer fremd ist, so wie diese Sprache, die
gern alles klein und weich kaut,
aber immer auf der Lauer liegt.

12 Jahre ist das her, seit sie hierhergekommen ist als
Lehrerin an das Gymnasium.
Sie hatte sich da hingemeldet,
aus der Großstadt weg, aus diesem Gift und eigenen Saft.
In einer kleinen schönen Stadt die alten Dinge in Bewe-
gung setzen,
wenden, über junge Köpfe,
so hatten sie in Seminaren und in langen, heißen Näch-
ten diskutiert.
Im Schwarz-Rot-Gold das ROT zum Leuchten bringen,
müßte möglich sein,
gerade auch in der Provinz.
Die Zeichen waren gesetzt mit Willy Brandt und Gustav
Heinemann.
Es roch nach Vormärz, und man sang die alten Lieder.
Diesmal müßte es gelingen, trotz Radikalenerlaß und
trotz alledem, trotz alledem.

Es lief auch gleich gut los:
Die Schüler mochten sie, und ein paar Kollegen dachten
so wie sie.
Demokratie wurde gewagt im Schülerparlament.
Die Schülerzeitung haute auf den Putz. Flugblätter auf
dem Schulhof.
Das Jugendzentrum wurde selbstverwaltet, und sie saß
mit in dem Verwaltungsrat.
Sie demonstrierten gegen Nazi-Treffen, Waffenexport
und den NATO-Flugplatz vor der Stadt.
Sie lasen Brecht in Deutsch, den kannte man noch nicht,
und in Geschichte Bundschuh, Bauernkrieg und '48 - die
revolutionären Traditionen -
und diskutierten durch die langen, hellen Maiennächte,
und sie schwammen unterm Silbermond und nackt im Fluß.

Ihr Kursus in der Volkshochschule über Lohnarbeit und
Kapital, der wurde abgesetzt.
So fing es an.
Man schloß das Jugendzentrum. Vorwand: Drogenhan-
del, Schlägerei.
Und sie bekam von ihrer Schulbehörde den Verweis.
War das der Grund, weshalb sie aus der Wohngemein-
schaft ausgezogen ist?
Sie weiß es nicht mehr, weiß auch nicht mehr, wann die
ersten Eltern von Verführung sprachen.
Indoktrination; und die Kollegen Vorsicht rieten.
Darüber hat sie nur gelacht
Doch daß sie dann im Unterricht beim Bauernkrieg
statt Thomas Münzer immer mehr dem Martin Luther
recht gab,
war das diese Vorsicht?
Jedenfalls war es weit noch vor der Bonner Wende, als sie
dem Tennisclub beitrug,
wo Bernhard spielte, aber auch die einflußreichen Leute
aus der Stadt.

Ja, auch noch vor der Wende war es, als die neuen Schüler kamen,
cool und clever, ohne alle Illusionen,
wieder fein gekleidet,
die sich amüsierten, wenn sie mit den andern demonstrierte gegen Kernkraftwerke und Raketen;
und die wurden mehr und mehr und winkten müde ab:
Projektwoche? Friedenserziehung? So was ist doch out,
und jetzt sind andere Themen angesagt.
Und als sie losschrie, unbeherrscht,
da haben sie sie ausgelacht,
Sabine auch und Markus.
Und die Scham in deren Augen, weil sie mehrheitsfähig bleiben wollten,
hat sie krankgemacht.
Die Magensäure läßt sie manchmal nicht mehr schlafen,
und sie fragt sich: War das nun vergebens,
die 12 Jahre, eine Vormärzwiederholung, sehr romantisch, aber eben nur als Farce? Kommt jetzt die fürchterliche Wirklichkeit?
Doch, wer in diese Richtung denkt sagt Bernhard,
der kriegt Krebs.

Noch immer stehen sie oben auf der Treppe, und sie sieht auf diese kleine, alte, schöne Stadt die ihr noch immer fremd ist.
Die Kirchentür steht offen, und die Orgel braust.
Die Glocken läuten, und die Sonne scheint.
Man klatscht, und ihre Klasse OIIIa wirft Reis.
Vater und Mutter fallen ihr ein.
Sie sind nicht da. Sie hat ihnen von der Hochzeit nicht geschrieben.
Bernhard drückt jetzt ihren Arm. Sie sollen weitergehen.
Auf einmal sieht sie vor sich jenes Hochzeitsphoto ihrer Eltern im Familienalbum:
Ihre Mutter ganz in Weiß, mit Strauß und Schleier,

ihr Vater: Cutaway, Zylinder.
Die Kirchentür steht offen, und die Sonne scheint,
und sicher haben die Glocken auch geläutet und die
Orgel hat gebräust,
wie sie durch das Spalier der Leute jetzt die Treppe
runtergehn: ein Ehepaar.

Aus dem Roman »Die Abholzung«

Plötzlich kam Unruhe unter den Leuten auf der Wiese auf.
Einige erhoben sich. Da ist er ja, schrie eine Frau. Vereinzelt
Rufe: Hau ab! Pfeife ertönten, sie gingen über in ein
Pfeifkonzert, als ein großer schlanker Mann in den Vierzi-
gern auf die Bühne stieg und vor die Mikrophone trat, die
Arme ausbreitete. Hier bin ich, rief er, der Bürgermeister,
na, habe ich Angst?
Das Pfeifkonzert wurde noch lauter, aber es gab auch Bei-
fall hier und da.
Laßt ihn doch, rief jemand, laßt ihn doch mal.
Die Leute auf der Wiese tobten.
Na, sagte Heinrich Brinkmann, was habe ich gesagt?

Vom Auftritt des Bürgermeisters zeigt sich das »Heider-
kämpfer Tageblatt«, das sich, wir wir schon wissen, aus
anfänglicher Gegnerschaft zur Befürworterin des Zubrin-
gers gewandelt hatte, nahezu begeistert, nennt das »Er-
scheinen in der Höhle des Löwen mutig, ja bewunderns-
wert« und gibt die Rede ausführlich und unter lobender
Zustimmung wieder.
Ich bin doch nicht euer Feind, hat der Bürgermeister be-
gonnen, ist immer wieder unterbrochen worden durch
Zwischenrufe und Pfeife – Ich bin doch nicht euer Feind.
Oder meint ihr das wirklich? Glauben Sie, ich würde irgend
etwas Ihnen zum Schaden, zum Schaden von Heiderkamp
unternehmen? Ich? Fünfzehn Jahre bin ich euer Bürger-

meister. Sie haben mich dreimal mit großer Mehrheit gewählt. Warum? Weil ich so schlecht bin? Weil ich euch hintergangen habe? Auf meinen Vorteil bedacht war? Wer ist denn wirklich dieser Ansicht? Wenn ihr euch ehrlich fragt? Und jetzt sage ich Ihnen – und ich habe es ja schon oft gesagt, ihr Heiderkämper Frauen und Männer, Jugendliche und Kinder, Alteinwohner und Neueinwohner: Die Höherstufung Heiderkamps zum Stadtrandkern mit Teilfunktion eines Mittelzentrums – und dafür ist direkter Anschluß ans Autobahnnetz nun einmal die Voraussetzung – die Höherstufung Heiderkamps also zu einem Mittelzentrum, bedeutet ba-a-a-res Geld, jawoll bares Geld für uns alle.

Der Überwachungsbericht vermerkt an dieser Stelle »orkanartiges Anschwellen des Pfeifkonzerts und Zwischenrufe wie »Ja für dich, du Gauner«, »Ja für Sie, Schlitzohr, und für die Bauunternehmer«, »Ja für dich und deine Mischpoke«. Aber nein, woher denn, hat der Bürgermeister auf die Zwischenrufe hin gerufen, aber nein. Das werden Zuschüsse sein vom Land und vom Bund zum Beispiel, für ein Hallenbad, das wir uns doch alle für Heiderkamp wünschen ... Die Ansprache wurde frei, ja, ohne Notizen gehalten, und sie zeigt, wie rhetorisch geschult und in der Repräsentation geschickt selbst Kommunalpolitiker, also Politiker auf der untersten Kaderebene, auftraten – ein weiterer Hinweis auf die Richtigkeit der These von der störungskompensierenden Systemregelung durch geschultes und am eigenen ökonomischen Interesse orientiertes Basispersonal der Parteien in den letzten Dekaden der unmittelbaren Vorgeschichte. Nach der eröffnenden Vorstellungsphase mit Replik und Duplik auf Publikumsreaktionen kam der Bürgermeister, die gegenläufige Stimmung berücksichtigend, zum programmatischen Hauptteil, in dem er aufzählte, was in Heiderkamp an Gemeinschaftseinrichtungen noch fehlte und was mit den Zuschüssen von Land und Bund jetzt und in Zukunft kurz und langfristig erstellt und projektiert

werden könnte: überdachtes Schwimmbad, Sporthalle, ein zweites Gymnasium, Freizeitzentrum am Himmelmoor mit »Trimm-dich-Pfaden« und »Hundetummelplätzen« (hört, hört, hier und da Beifall), eine dadurch und durch neue Grundstückserschließungen für Industrieansiedlungen verbesserte Infrastruktur, die Neuzuzug und Firmenniederlassungen nach sich ziehe; also Aufleben von Geschäftstätigkeit! Also Arbeitsplätze! Also Prosperität! Also mehr Steuerertrag! Dann ging er schnell, den Informations- und Begründungsteil überspringend, weil weiterhin Pfiffe und Buhrufe überwogen, zur Relaxphase über, die er als kurzen geschichtlichen Abriss über die Benachteiligung Heiderkamps, »das ewige Stiefkind der Obrigkeit«, gestaltete und mit launigen Worten und Wendungen würzte, so daß vereinzelt gelacht wurde, zum Beispiel bei der Schilderung der Mensch- und Viehrequirierung durch den Grafen von Papenbeck, dessen Nachfahren man vierzig Dezennien später dann aber den Habichtsfors abgeluchst habe. Und es kam sogar laut »Heiderkämper Tageblatt« zu »kopfschüttelnder Empörung bei vielen Heiderkämpfern«, als der Bürgermeister von der Ablehnung des Antrags der Alteingesessenen zur Aufstufung Heiderkamps vom Weiler zum Flecken vor dreißig Dezennien berichtete und davon, wie trotz Bevölkerungserhöhung von fünfundzwanzig Prozent und Einweihung der Kirche vor zwanzig Dezennien, die Obrigkeit Heiderkamp das Großgemeinderecht verweigerte und dann vor fünf Dezennien sich geweigert hatte, der Gemeinde die Stadtrechte zu verleihen, die er, der Bürgermeister, schließlich und endlich vor einem Jahrzehnt – fragt mich nicht, unter welchen Mühen und mit welchen Mitteln, ja mit welchen Tricks – erkämpft habe. An dieser Stelle hat der Beifall überwogen – so jedenfalls der Überwachungsbericht, doch als der Bürgermeister dann schlußfolgernd im anschließenden Appellationsteil dazu aufrief, in dieser Richtung weiterzumarschieren, Heiderkamp endlich auch den Ruf eines verschlafenen Provinznests, das Odium

einer müden Schlafstatt zu nehmen, also ihn, den Bürgermeister und den Magistrat, zu unterstützen beim Bemühen, Heiderkamp zum Stadtrandkern mit Teilfunktion eines Mittelzentrums und später – wer weiß, vielleicht schon bald – eines Hauptzentrums zu machen – »hielten sich Akklamation und negative Reaktion die Waage« (Überwachungsbericht). Aber das Schlußwort »Ich rufe euch auf, ja, ich beschwöre euch – optiert für den Fortschritt, für den Aufschwung, für Arbeitsplätze und Wohlstand! Ich danke euch«, ließ Buhrufe und das Pfeifkonzert wieder anschwellen.

Heinrich Brinkmann dagegen, der anschließend sprach, »die Verfilzung« der an der Abholzung und am Zubringerbau beteiligten Firmen mit den Geschäftsinteressen des Bürgermeisters und seiner Familie aufdeckte (»herbeiphantasierte«, so das Heiderkämper Tageblatt), erhielt Beifall nach jedem Satz. Zum Schluß allerdings, als Brinkmann die Unlösbarkeit des Problems der Arbeitslosigkeit mit den vom Bürgermeister vorgeschlagenen Mitteln darlegte, ja, das Problem unter den bestehenden Verhältnissen als überhaupt unlösbar bezeichnete, da »Leute vom Schlage des Bürgermeisters und die hinter ihm stehenden und ihn lenkenden Kräfte« überhaupt kein Interesse daran hätten, weshalb es zu einer grundsätzlichen Änderung der Verhältnisse kommen müßte und der Kampf um Erhaltung des Habichtsforssts genau die richtige Marschrichtung dahin angebe, ebbte der Beifall ab, obwohl laut Überwachungsbericht »vor allem die Blockbewohner krampfhaft und fanatisch versuchten, den Beifall weiter anzufachen«.

Der folgende Tusch einer Blaskapelle schaffte Ruhe, und Konrad Richter, er trug einen gelben Overall, begrüßte die Festteilnehmer, deren massenhaftes Erscheinen – wie er rief – allein schon, und ohne alles weitere, den Worten des Bürgermeisters die richtige Antwort erteile, nämlich die: Dieses Waldstück, unser Habichtsforst, darf niemals und zu keinem Zweck abgeholzt werden!

Eine volle Minute dauerte der Beifall, ehe er weitersprechen konnte. Interessantes und Neues brachte er nicht, ebenso wenig wie der nach einem Musikstück einer in schwarzes Leder gekleideten Band sprechende Abgeordnete der Opposition im Landtag, und die nach einer Kabarettnummer auftretende zweite Vorsitzende der überregionalen »Schutzgemeinschaft Wald«, und das im Anschluß an das gemeinsam gesungene Lied »Drum rettet den Wald, denn zu spät ist es bald« durchgeführte sogenannte Round-table-Gespräch (ein seinerzeit übliches Diskussionssetting) auf der Bühne, an dem Mitglieder des Komitees »Rettet den Habichtsforst« und die vorherigen Redner – außer dem Bürgermeister – teilnahmen, in dessen Verlauf allerdings, das sei hier festgehalten, Erhard Steingrüber vor »übereilten Aktionen« warnte und die Worte des Bürgermeisters, wie immer man sie auch bewerte, zu bedenken gab.

Das ist aber ziemlich laut, sagte Rautenschläger.
Das soll es auch sein, sagte der Bürgermeister. Sie werden doch auch etwas sagen wollen.
Na also! Rautenschläger tat erschrocken. Meinen Sie, wir würden abgehört? fragte er.
Aber nein. Der Bürgermeister lachte. Wie kommen Sie auf so etwas, Rautenschläger?
Der Straßenbaudezernent schenkte sich eine zweite Tasse Kaffee ein, nahm weder Zucker noch Milch, trank, blickte über den Tassenrand den Bürgermeister an, der ihn lächelnd beobachtete.
Natürlich ist Richter unverschämt, sagte Rautenschläger, aber Richter läßt auch eine Menge Leute an diesem Millionenprojekt mitverdienen. Nicht nur seinen Bruder Konrad, den Pressesprecher des famosen Bürgerkomitees »Rettet den Habichtsforst«. Der ist das größte Schlitzohr.

Es verdienen auch andere, Rautenschläger, und gar nicht schlecht, zum Beispiel die Firma mit dem sinnigen Namen »Sägefisch«. Für 'n Appel und 'n Ei kriegen die das Holz und verkaufen es fürs Fünffache. Ihr Schwiegervater, Rautenschläger, versteht sich auch aufs Geschäft.

Rautenschläger stand auf, trat ans Fenster. Wissen Sie, was Holz heute noch bringt?

Ja, sagte der Bürgermeister.

Nämlich kaum noch etwas, sagte Rautenschläger, vor allem, wenn es sich um so 'n Zeugs handelt, wie es im Habichtsforst wächst.

Ich kenne die Preise, zum Beispiel für Eichenfurnier, sagte der Bürgermeister, setzen Sie sich wieder, Rautenschläger. Rautenschläger kam zurück, wollte sich eine Zigarette anzünden, doch der Bürgermeister hob die Hand. Nein, sagte er, beherrschen Sie sich gefälligst.

Na hören Sie, sagte Rautenschläger, die paar Eichen im Habichtsforst, die sind doch ...

Über hundert Jahre alt, gut im Stamm allesamt, das Stück für mindestens dreitausend. Und der Stadt bezahlt ihr Schwiegervater umgerechnet dreihundert pro Stamm. Geben Sie 's auf, Rautenschläger.

Rautenschläger schlug die Akte zu. Über Brüggendieck verdienen einige dann aber doppelt und dreifach, sagte er. Ich glaube, Rautenschläger, sagte der Bürgermeister, Sie haben etwas gegen unser doch ziemlich gut funktionierendes Wirtschaftssystem.

Kurzes Schweigen der beiden – die Marktgeräusche füllten den Raum. Dann platzten beide vor Lachen laut heraus. Das Telefon klingelte. Der Bürgermeister nahm ab. Stellen Sie durch, Fräulein Calmerten, sagte er, deckte die Sprechmuschel mit der Hand ab und sagte zu Rautenschläger: Auf Wiedersehen, kommen Sie nachmittags wieder herein.

Rautenschläger verließ das Bürgermeisterbüro, nahm die Akte »Zubringertrasse« mit, ging eine Treppe hinunter in die Etage, wo sein Zimmer lag, ein großer Raum, in dem

zwei Zeichentische standen, setzte sich hinter seinen Schreibtisch, zündete sich eine Zigarette an und blätterte, während er die Zigarette langsam und genüsslich zu Ende rauchte, in der Akte, schloß sie dann in den ins Gemäuer eingelassenen Stahlschrank ein (wo sie übrigens auch erhalten blieb), und als er schon zur Tür ging, kam Monika Verhoeven aus der Einwohnermeldeabteilung herein, fragte: Wo willst du hin?

Er ginge nur eben raus, auf den Markt, bißchen Obst kaufen, sagte Rautenschläger.

Wir müssen unbedingt reden, und zwar jetzt, sagte Monika Verhoeven. Sie war jünger als Rautenschläger, entsprach mit ihrer schlanken, hochbeinigen Figur, dem sorgfältig geschminkten Gesicht und der gestilten Frisur genau dem Typ der gerade neuen Mode.

Moni, sagte Rautenschläger, ich bin in Eile, habe noch einen Termin.

Du willst dich wieder mal drücken.

Nein, sagte Rautenschläger, wollte sie umarmen, aber sie entzog sich ihm. Sagen wir – Rautenschläger sah auf seine Armbanduhr – in zwei Stunden? Unten bei den Akten?

Das würde dir so passen, sagte sie. Nein, wir reden hier in deinem Zimmer.

Ich habe einen anderen Vorschlag, sagte Rautenschläger. Wir treffen uns in unserem kleinen Cafe, trinken dort ein Tasse Tee, nach Feierabend, also um Viertel nach fünf.

Monika Verhoeven schwieg einen Augenblick, sagte dann: Also gut, das ist aber das Äußerste.

Rautenschläger verließ eher als Monika Verhoeven sein Büro, bummelte über den Markt, blieb hier und da stehen, kaufte eine Tüte Weintrauben, aus der er beim Weitergehen aß, grüßte den und die und wurde von dem und der begrüßt, blieb an der Blutbuche vor dem Stand eines fliegenden Händlers, der ein Allzweckfleckenmittel anpries, stehen, verschwand dann in dem schmalen, vom Marktplatz auf die Hauptstraße führenden Weg.

Er tauchte am Bauplatz der »Gottfried Richter GmbH Hoch- und Tiefbau« wieder auf, wo er zwischen Lager-schuppen, in Reih und Glied aufgefahrenen Baumaschinen und Baggern, gestapeltem Bauholz und Fertigteilen für Bauhütten entlangschritt zum doppelstöckigen Bürohaus aus gelbem Klinker, das er durch einen Hintereingang, eine brandsichere Stahltür, betrat. Über die Hintertreppe kam er in den oberen Stock, ging den Flur entlang, klopfte an eine Tür und trat ein, ohne eine Aufforderung zum Eintritt abzuwarten.

Auch Gottfried Richter – ebenso groß und dick wie sein Bruder Konrad, doch ohne Bart – saß in einem mit rotem Safianleder bezogenen Lehnstuhl hinter einem Schreibtisch unter einer Luftaufnahme von Heiderkamp. Er telefonierte, deutete mit einer Handbewegung an, Rautenschläger möge sich setzen, sagte noch ein paarmal: Ja, ja, ist in Ordnung, also dann –, legte den Hörer auf, reichte Rautenschläger über den Schreibtisch hinweg die Hand und fragte: Was kann ich für dich tun?

Weniger für mich als für dich, sagte Rautenschläger, zündete sich eine Zigarette an. Gottfried Richter wedelte mit der Hand den aufkommenden Rauch fort, stand auf, ging zum Fenster und öffnete es. Du solltest dir das Rauchen abgewöhnen, sagte er, wie ich.

Wenn ich dein Alter erreicht habe, vielleicht, sagte Rautenschläger.

Trink lieber was, sagte Richter, holte aus dem Schreibtisch eine Flasche Cognac und zwei Gläser, schüttete ein.

Prost, sagten beide gleichzeitig und tranken die Gläser in einem Zug leer.

Also, was kann ich für dich tun?

Er zieht Brüggendieck jetzt doch zu, sagte Rautenschläger. Richter lehnte sich in seinem Sessel zurück, lächelte. Ach nee, sagte er, dieser Bandit; will doppelt absahnen, wie?

Du sagst es.

Richter goß die Gläser ein zweites Mal voll. Paß mal auf, sagte er, lehnte sich über den Schreibtisch, legte die Arme darauf, und die beiden steckten ihre Köpfe zusammen. Als der Straßenbaudezernent Rautenschläger später, die Akte »Zubringertrasse« unter dem Arm, wieder ins Büro des Bürgermeisters kam, sich in das mit blauem Kunststoffleder überzogene Sesselchen setzte, die Akte auf den Schreibtisch legte, waren gerade drei Stunden vergangen. Sie sind ja inzwischen nicht untätig gewesen, sagte der Bürgermeister, ohne von der Akte, in der er las und in der er mit grünem Stift Bemerkungen an den Rand schrieb, aufzusehen. Also, was hat Richter vor, was will er gegen Brüggendieck unternehmen?

Rautenschläger lachte. Was ganz abgefeimtes, sagte er. Der Bürgermeister sah auf, nahm seine Brille ab. Das sieht ihm ähnlich, sagte er, stand auf, öffnete das Fenster, drehte sich herum, blieb am offenen Fenster stehen. Also, schießen Sie los, Rautenschläger, sagte er, und Sie dürfen sogar dabei rauchen.

»Sie rückten im Morgengrauen an«, schreibt das »Heiderkämper Tageblatt«, das mit der »Nacht- und Nebel-Aktion«, wie es die drei Tage nach Beginn der Schulferien frühmorgens gestartete Abholzung des Habichtsforst nannte, nicht zufrieden war. Es zog kein Nebel durch das Waldstück, und es war auch nicht mehr Nacht, als drei Lastwagen voll Waldarbeitern, gefolgt von zwei Abraumbaggern, über den Sandkuhlenweg und vorbei am Habichtskrug anfuhr. Aber das »vielstimmige Vogelkonzert aus Busch und Forst« brach tatsächlich ab, nachdem die Holzfäller – unter ihnen auch Uwe Glasen – die Motorsägen angeworfen hatten. Sie legten zunächst das Gehölz zwischen Sandberggabelung und Waldsaum nieder. Die Abraummaschinen schoben das Geäst zur Seite, die Baggerschaufeln fuhren in den Boden, rissen die Wurzeln aus, häuften die Erde rechts und links zu Böschungen an, und schon nach vier Stunden – die Heiderkämper, soweit nicht in Urlaub, sa-

ßen noch beim Frühstück oder hatten sich auf den Weg zu ihren Arbeitsstätten gemacht – war das Stück bis zum Rain in einer Breite von einhundert Metern aufgewühlt und freigelegt, und während die Arbeiter im Habichtskrug saßen und ihre erste Pause machten, rückten die Zugmaschinen mit Hängern des Hoch- und Tiefbau-Unternehmers Gottfried Richter an. Schon am Mittag standen die ersten beiden Baubaracken auf dem Gelände.

Heinrich Brinkmann, den Dörte Carlmerten am Vortag informiert hatte, kam, gefolgt von seinem Hund Toto, schon früh zum Habichtsforst. Er versuchte – laut schreiend, um das Geknatter und Gekreisch der Motorsägen zu übertönen – mit einigen Leuten zu reden. Die winkten aber ab, und sie blieben auch später im Habichtskrug, wo er sich zu ihnen setzte und mit ihnen Kaffee trank und Brote aß, einsilbig. Ja, so ist das nun, Heinrich, hat Uwe Glasen gesagt und im damals schon fast ausgestorbenen Dialekt der Region hinzugefügt: Wat dem en sin Uhl, is dem anern sin Nachtigall. Ich hab jetzt wenigstens wieder Arbeit.

Aber wie lange denn, Döskopp, hat Heinrich Brinkmann geantwortet.

Die anderen brummelten so herum, zuckten die Schultern. Einer wollte von Brinkmann wissen, ob er ihnen etwa den Lohn zahlen würde, und als der Straßenbaudezernent Rautenschläger, verkleidet als Forst- und Holzarbeiter, eintrat, verstummten sie vollends.

Ihr Schlaumeier, mit diesem Überraschungscoup habt ihr wohl vollendete Tatsachen schaffen wollen, aber täuscht euch nicht! – so Brinkmann zu Rautenschläger und Rautenschläger zu Brinkmann: Genau. Im Einklang mit dem Gesetz. Der Täuscher sind Sie. Und nun lassen Sie die Leute in Frieden.

Frau Steingrüber, was machen Sie denn da?

Griet Steingrüber hat geschwiegen, auch später, als immer mehr Menschen vorbeikamen, stehen blieben, die Köpfe schüttelten. Kaum einer lachte. Ein paar fragten: Warum tun Sie das? – gingen weiter, erzählten denen, die sie trafen, was sie gesehen hatten, und bald stand eine Traube von Menschen um sie herum, schweigend wie sie selbst. Als der Einsatzwagen der Polizei – ohne Martinshorngeheule – auf den Markt- und Rathausplatz fuhr, teilte sich die Menge, um Polizeiobermeister Knickrehm und Polizeimeister Schudorup durchzulassen.

Was tun Sie hier? fragte Knickrehm. Was soll das! Kommen Sie da weg!

Griet Steingrüber blickte über ihn hinweg in die Morgensonne, die eben über dem Rest vom Habichtsfors aufgetaucht war.

Nun nehmen Sie doch Vernunft an, Frau Steingrüber, sagte Schudorup, das bringt doch überhaupt nichts.

Das ist ein Protest, rief jemand, gegen die Abholzung. Bestimmt.

Also, Frau Steingrüber, sagte Knickrehm, ich werde Sie jetzt befreien.

Er stieg über das Mäuerchen und als er – sie schon berührend – vor ihr stand, spuckte Griet Steingrüber ihm ins Gesicht.

Einige der Zuschauer sollen geklatscht haben.

Später, als der Schlossermeister Uwe Fuderbeck begann, sie loszuschmieden, hat sie ihn ebenfalls angespuckt. Fuderbeck löste darauf die Kettenglieder auf der anderen Seite des Blutbuchenstamms. Im Polizeirevier hat sie gesagt: So, jetzt könnt ihr mit mir das tun, was ihr mit Mando tut.

Auf alle Fragen hat sie geschwiegen.

Im Überwachungsbericht wird Griet Steingrübers Handlung als »Solo-Protest-Akt ohne erkennbaren Einfluß auf die übrigen Protestaktionen in Sachen Zubringertrasse« bezeichnet, und in der Tat wurde die Demonstration am

Wochenende, an der Griet Steingrüber nicht teilnahm, ein Mißerfolg. Es kamen nach Schätzungen der Polizei zweihundertfünfzig, nach Schätzung der Veranstalter fünfhundert Personen, und sie wurden am Rathaus- und Marktplatz von starken Polizeikräften auseinandergetrieben mit einer – so das Heiderkämper Tageblatt – »unverständlichen und unnötigen Brutalität, so daß man sich fragen muß, ob die Verantwortlichen der Stadtgemeinde nicht jedes Maß für das Angemessene verloren haben«. Das Bürgerkomitee »Rettet den Habichtsfors« ist danach nicht mehr in Erscheinung getreten. Nach Lageeinschätzung des beim Auseinandertreiben der Demonstranten schwerverletzten Heinrich Brinkmann, der sich die anderen angeschlossen haben mögen, war »das Knäuel jetzt so vertuckt, daß man einen anderen Faden finden muß, um es zu entwirren«.

Und was Mando betrifft: Er wäre in keinem Fall verurteilt worden, selbst wenn Günter Starke, der Vorsitzende des Schöffengerichts, es sich doch noch anders überlegt hätte, und trotz des Geständnisses zweier Baumhauskinder – Jeffie und Hanne –, die Baubude angezündet zu haben. Es ist nämlich überhaupt nicht mehr zur weiteren Verhandlung gegen Mando gekommen. Er war verschwunden. Zwar hatte man ihn – diesmal allein – in den Gefangenentransportwagen zur Fahrt nach Heiderkamp geschlossen. Aber als man vor dem Gericht in Heiderkamp die Tür des Wagens öffnete, fand man niemanden darin. Eine Amsel soll im Inneren des Transportraums herumgeflattert und über den Kopf des aufschließenden Wachtmeisters hinweg ins Freie geflogen sein.

Junge Paare auf Bänken

Wenn du glaubst, im Park die Bänke
sind doch nur noch für die Rentner gut,
hocken da am Krückstock und darauf das Kinn gestützt,

täuschst du dich, denn immer wieder
folgt auf die Enttäuschten eine junge Brut,
die die Bänke für das alte Spiel nochmal benützt.
Die jungen Paare auf den Bänken lieben sich noch,
schmusen noch, schlingen noch
Arme, Beine umeinander, noch
stören sie nicht die Leute.
Die jungen Paare auf den Bänken lachen noch,
weinen noch, sagen noch
alte Sätze wie: »Ich liebe dich«,
und sie fragen: »Liebst du mich?«
Sitzen Hand in Hand und träumen
sich die Zukunft ziemlich wolkenlos,
himmelblau, so wie die Schlafzimmertapeten sind.
Treue schwören sie sich natürlich,
er legt seinen Kopf in ihren warmen Schoß.
Lachend suchen sie paar Namen für ihr erstes Kind.

Kommt die Heilige Familie da vorbei,
dann ist sie ganz vereist,
zeter: »Sowas Ungeniertes ist 'ne Schweinerei!
Aber insgeheim, da wünschen
Vater, Mutter, Tochter, Sohn und Heiliger Geist,
ganz genauso heftig rumzuschmusen
wie die Zwei.
Die jungen Paare auf den Bänken ...

Jahre kommen, Jahre gehen,
und dagegen kann man gar nichts tun;
irgendwann sind die Tapeten ja auch nicht mehr neu.
Sitzen sie dann zwischendurch mal
wieder auf der Bank im Park um auszuruhen,
schaun sie an den jungen Paaren ringsum strikt vorbei.
Die jungen Paare auf den Bänken ...

Wer jetzt nicht tanzt

Wer jetzt nicht tanzt, der ist selber schuld,
unterm Confetti-Regen.
Das wirbelt im warmen, weichen Wind,
wehr dich nicht länger dagegen.
Die bunten Schnipsel kann man nicht mehr
wieder zusammenkleben.
Du hast doch früher immer gesagt:
so kunterbunt ist das Leben.

Wer jetzt nicht tanzt der ist selber schuld.
Es dreht sich der Platz mit den Leuten
langsam und in den Himmel hinein.
Der größte Star aller Zeiten
aus den Slums von Port-au-Prince
läßt seine Stimme schäumen;
das klingt so schön nach Befreiung
so kann man so gut dabei träumen.

Die Würstchenbuden drehen sich mit
und alle Zeitungsverkäufer.
Die Kinder schweben an Luftballons,
der Fixer tanzt mit dem Säufer.
Der Skinhead tanzt mit der Türkenbraut,
und alle lachen und reden.
Hinter der Skyline von Babylon, da
singt der Sänger, liegt Eden.

Natürlich ist das eine Illusion,
dieses vermischte Tanzen:
Aldi-KassiererIn Claire und der
Porsche-König von Kampen,
Raissa, Miss Moskau und Red Adair,
der regelt die Katastrophen.
Aber so ist das nun mal, Chérie,
wenn wir in den Himmel schwofen.

Wer jetzt nicht tanzt, der ist selber schuld,
unterm Confetti-Regen.
Das wirbelt im warmen, weichen Wind,
wehr dich nicht länger dagegen.
Vergiss auch schnell, wer das Fest bezahlt.
Warum willst du dich bestrafen?
Es lassen die Kinder aus Port-au-Prince
dich nämlich sonst nicht schlafen.

Aus dem Roman »August Heinrich Hoffmann,
genannt von Fallersleben«

Auf Corvey zu

Wo er war, da wurde gesungen – so ist es immer gewesen –,
natürlich auch bei seiner Beerdigung. In der ohrenschnei-
denden Kälte dampfte sogar der Atem der Sänger, Männer
und Knaben aus Chören von Höxter und Umgebung, die,
dicht aneinandergedrängt, im hinteren Teil des kleinen
Friedhofs zwischen Klosterkirche und Südmauer der Abtei
standen. Über eine Stunde hatten sie sich warm gesungen
und eingestimmt, dirigiert vom zwergwüchsigen Kantor
und Professor für Chorgesang Emil Raupenthal aus Holz-
minden, dessen krauses Rothaar unterm Zylinder hervor bis
auf die schwächigen Schultern wallte; und als der Leichen-
zug, aus dem Schloßhof kommend, wo der Tote unter den
Fenstern der Bibliothek aufgebahrt gelegen hatte, in den
Friedhof einzog, stimmten sie eines seiner alten Lieder an:

Wie könnt ich dein vergessen!
ich weiß, was du mir bist,
wenn auch die Welt ihr Liebstes
und Bestes bald vergißt.
Die Sonne schien, glasig zwar noch und hinter Hochnebel-
schleiern, und von der Weser her strich ein eisiger Wind

herüber. Der Tote allerdings hätte, seine Nasennüstern blä-
hend, erschnuppert, daß bald – höchstens drei Tage später
– die Sonne schon strahlen, das Eis auf dem Strom brechen
würde. Aber noch herrschte schneeige Winterkälte an die-
sem Nachmittag Ende Januar auf dem Schloßfriedhof von
Corvey, auf dem sich zweitausend Trauergäste drängten.
Nicht eben viele für einen wie ihn, meine ich, obwohl er
doch noch einmal einen Hit gelandet hatte mit seinem
Preislied auf den Kaiser – wenigstens in Berlin.

Sein bekanntestes Lied, das der Deutschen, sollte erst einige
Jahre darauf der Schlager bei Sedanfeiern und achtundvier-
zig Jahre später Nationalhymne werden. Seine Kinderlieder
wurden zwar überall im Land gesungen, aber kaum einer
kannte den Verfasser. Die Gelehrtenwelt hatte ihn verges-
sen, der Literaturbetrieb nahm ihn nicht mehr ernst. Seine
Zeit war vorbei. Sicher, Zirkel von Dichterfreunden, hier
und da verstreut im Reich, hatten ihn in seinen letzten
Jahren noch gefeiert, doch was war das gegen früher, als,
auf der Höhe seines Ruhms, spät noch in der Nacht Fa-
ckelzüge um die Häuser zogen, in denen er sich gerade
aufhielt.

Nein, das da, auf dem Friedhof von Corvey, war nach
Tannenkränzen und Buchsbaum duftender Nachruhm.
Die meisten seiner alten Kameraden, Kumpel, Freunde und
Kollegen aus den wilden Jahren lagen längst unter dem
Rasen. Freiligrath und Herwegh, die noch lebten, fehlten.
Der eine schickte später seinen Nachruf, ein langes Ge-
dicht:

Am Eingang lässig lehnt er
mit weißem Bart und Haar,
und blinzelt uns an und lächelt –
Der Alte ganz und gar.

Doch wie? Der Mund geschlossen,
der lust'ge Liedermund?

Nichts da! Gesungen, Spielmann!
Ein Lied, und voll und rund!

Da füllt er sich den Becher,
da schlägt er auf den Tisch!
Da hebt er an zu singen,
das klingt so hell, so frisch.

Von Liebe, Frühling, Freiheit,
von Wein und Jugendlust,
von Frauen und von Blumen
singt er aus voller Brust.

Singt: Deutschland über alles!
Das jubelt und das klagt,
bald Kriegs-, bald Kinderlieder,
kein Ton ist ihm versagt.

Herwegh allerdings wäre selbst dann nicht erschienen, wenn er hätte reisen dürfen und können. Die Eiserne Lerche nahm der Trutznachtigall die Lieder der letzten Jahre für Kaiser, Krieg und Preußens Gloria speiübel. Stölpel und Ruprecht, das Greisenpaar aus dem Badischen, mit Kalabreserhut und Knotenstock, rotem Halstuch, langem Haar und Demokratenbart und in weitem, wallendem Paletot, auffallend unter den schwarz gewandeten Zylinderherren, den trauerverschleierten Damen, beschärpten und uniformierten Fahnenträgern zahlreicher Gesang- und Turn- und Schützenvereine, zeisigbunten Korporationsstudenten in vollem Wicks, adrett gekleideten Schülern, dieses Paar war nur wegen seiner speziellen Empfänglichkeit für »den riesigen Kerl mit dem schönen Gesicht«, wie Ruprecht den Toten nannte, und weil es gerade im Lippischen weilte, hergereist.

»Damals jedenfalls«, sagte Stölpel – und unter damals verstanden die zwei und ihresgleichen den Vormärz –, »damals

jedenfalls hätte er den meisten hier nicht mal den nackten Hintern gezeigt, wie er es gern tat, um seine Verachtung zu demonstrieren, damals jedenfalls.«

»Nein, gewiß nicht«, hat Ruprecht zugestimmt, »nicht mal den Affen in Uniform drüben«, womit er die Abordnung des in Höxter garnisonierenden Bataillons des Preußischen Infanterieregiments Fünfundfünfzig meinte: fünf blau gefrorene Offiziere in blauen Röcken, mit blauen Mützen, die salutierten, als der Sarg ins Grab gelassen wurde.

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör ich dir mit Herz und Hand:
Was ich bin und was ich habe,
dank ich dir, mein Vaterland,

sang der gemischte Männer-und-Knaben-Chor, dirigiert vom rothaarigen Winzling Emil Raupenthal aus Holzmin-
den, ehe Superintendent Beckhaus zur Grabrede ansetzte:

»Er war ein deutscher Mann ...«

An dieser Trauerfeier hat mein Urgroßvater Friedrich Wilhelm Hasenclever, ein Fan sozusagen des Bestatteten, nicht teilgenommen, obwohl er während der Tage in der Nähe war, in Paderborn, wo die Firma Hasenclever eine Filiale unterhielt. Er hat aber davon gewußt, möglich vom Hörensagen, möglich nach Zeitungslektüre. Seine Tagebücher befinden sich in meinem Besitz. Er berichtet darin über die Beerdigung in knappen Sätzen und stellt die Frage: »Wie viele von denen, die dort waren, mögen ihn wirklich gekannt haben?« Einer wie Friedrich Wilhelm Hasenclever glaubte noch, daß man jemanden wirklich kennen könne und daß einer so oder so sei, und zwar sein ganzes Leben lang; daß er einen CHARAKTER habe. Rührend!

Er ging von viertausend Trauergästen aus. Später hieß es sogar, es habe sich um fünf- bis sechstausend gehandelt. Typisch. Es ist immer alles übertrieben worden, was mit

diesem Mann zu tun hatte, grenzenlos sozusagen, und er hat ja auch genügend Anlaß dazu gegeben.

Es ist dies nicht die letzte Eintragung August Heinrich Hoffmanns, genannt von Fallersleben, betreffend in den Tagebüchern meines Urgroßvaters. Viel später, in seinem siebzigsten Lebensjahr, erinnert er sich »an die vielleicht schönsten Tage meines Lebens in jenem Sommer, als wir – zwei Jahre vor seinem Tod – den knorrigen alten Professor, Dichter und Sänger, besuchten, über den Henriette zu schreiben gedachte. Was hatten wir uns alles vorgenommen! Las darüber heute noch einmal mit Rührung im Tagebuch von damals.«

Hand in Hand spazierten die beiden, Friedrich Wilhelm Hasenclever und Henriette Landau, damals in jenem Sommer, es war an einem Julimorgen, von Höxter her kommend, auf die Allee zu, die nach Schloß und Abtei Corvey führte, und diese von mächtigen Kastanien rechts und links zu einem Laubengang gewölbte Allee zog sich so lang und so schnurgerade hin, daß Henriette meinte, am Ende, hinten, wo es so eng würde, müsse man hindurchkriechen, durch das Loch, vermutlich das Eingangportal. Ob sich dahinter vielleicht nur ein Zwergenpalast verberge? Eine optische Täuschung, Parallelperspektive, mehr nicht, man werde etwas Gewaltiges vorfinden, das könne er – Friedrich Wilhelm – auf Ehre versichern.

Sie schlug die Hand vor den Mund. »Bin ich ein Dummerle, Fritz«, sagte sie, »und du kannst alles so gut erklären. Wie danke ich dir.« Er lachte.

»Hinreißend«, heißt es im Tagebuch meines Urgroßvaters, »sah sie am Morgen auf dem Weg zum Schloß Corvey aus.« Sie trug ein hellblaues, nur knöchellanges Sommerkleid, das durch das kreuzweis geschlungene Band aus weißem Atlas und eine Brosche aus Meerschäum, einen Fingerbreit noch unterhalb der kleinen Kuhle zwischen den Schlüsselbeinen – dem Salzfüßchen –, oben nur so geschlossen war, daß der

Hals völlig frei blieb und man sogar den Schulteransatz ahnte.

Dabei stelle sie sich ihn, den Professor, Dichter und Sänger, im Schloß drüben, als einen mit wilden, talergroßen Augen und einer Gewitterstimme vor, als einen Märchenriesen, »doch in Ihrer Begleitung, mein Herr, fühle ich mich sicher, und – lassen Sie mich das hier auf dieser schattigen Chaussee und in einer Freimütigkeit, die mich selbst erschreckt, gestehen, nein schauen Sie mich jetzt nicht an, ich möchte nicht, daß Sie mein Erröten amüsiert – in Ihrer Nähe und in Ihrer Obhut fühle ich mich sogar geborgen«. Er lachte.

»Ist das alles?« fragte sie, und er antwortete: »Immer zu Diensten, Gnädigste. Ich weiß Ihr Geständnis zu würdigen.« [...]

Die Abreibung

So. Da.

Jetzt kommt er aus dem Haus.

Freiwillig.

Im letzten Augenblick sozusagen.

Waren drauf und dran, ihn rauszuholen.

Wie die gebrüllt haben und getobt.

Alle Scheiben natürlich zerdeppert.

Dabei ist auch das Mikrophon kaputtgegangen.

Deshalb kein Ton hier auf dem Film.

Da.

Die Brille hat er noch auf.

Zu diesem Zeitpunkt.

Und wie er die Arme hochstreckt.

Er ruft irgendwas.

Will sie vielleicht beruhigen.

Aber man hat nichts verstanden.

Bei dem Geschrei.

Später – aber das kommt noch ...
Jetzt – da oben rechts im Fenster
Neben dem Erker.
Man muss genau hinsehen.
Da – man kann sie erkennen.
Seine Frau.
Was sie mit der gemacht haben, nachher
Nachher.
Auweia.
Naja.

So –
Jetzt sieht man ich nicht mehr.
Nur die Menge.
Stangen und Latten.
Da – der da sogar einen Vorschlaghammer.
Und das ganz links im Bild,
Der mit dem Wagenheber.
So – und aus dieser Position, dieser Perspektive –
Ich bin schnell vorgelaufen –
Rennt er direkt auf die Kamera zu.
Dahinter die Truppe.
Treibt ihn,
Hier bleibt er stehen.
Sehr ihr?
Dreht sich herum
Und – das glaubt man nicht –
Alle halten,
Wie auf Kommando.
Er sagt da was.
Ruft.
Ich glaube, sowas wie:
Wie könnt ihr denn ...
Ich hab euch doch ...
Oder so ähnlich.
Geht aber unter in dem Gebrüll.

Später ruft er noch:
Kazett.
Ja – das habe ich gehört,
Dass er im Kazett gewesen war,
Damals.
Hätt er auch reingehört,
Wird zurückgebrüllt
Na ja.

SO – und hier rennt er weiter.
Die Leute direkt hinter ihm.
Seht ihr?
Auf seinen Fersen sozusagen.
Das ist von einer Mauer gefilmt.
Die Brille hat er da schon verloren.
Da –
Kriegt er den ersten Schlag ins Kreuz.
Und noch einen,
Seht ihr?
Fällt aber nicht.
Und weiter die Hatz.
Wieviel?
Na, so an die hundertfünfzig
Vielleicht
Schätz ich,
Oder zweihundert, die ihn hetzen.
Und in den Fenstern ringsum
Hängt das Publikum.

Stehen in den Türen, auf den Balkons,
Die Zuschauer.
Da – sieht man's.
Klatschen, Rufen.
Endlich. Drecksack. Schweinehund.
Gebt ihm ne ordentliche Abreibung.
Da blutet er schon.
Na ja.

So – dies hier ist jetzt
Aus dem Fenster im zweiten Stock aufgenommen.
Im Haus direkt an dem Parkplatz.
Sind schon kräftig dabei.
Seht ihr?
Sogar die Frauen.
Die da – die Schwatte
Schmeißt 'nen richtigen Wackermann.
Und immer doller
Und ein Geheule.
Die beiden Haufen da,
Wo sie die Steine wegnehmen,
Als Pflaster für die Fußgängerzone vorgesehen
Wie die schmeißen,
Wa?
Guck den da,
Und den,
Immer fest druff.
Und das Getöse.
Ich sag euch.
Niemand hat mehr ein Wort verstanden.
Na ja.

So.
Da liegt er
An dem Mäuerken.
Ich geh ganz nah ran.
Ja – hab ich gezoomt.
Also, wer jetzt wegsehen will ...
So – da liegt er.
Schlimm
Wa?
Blutiger Klumpen.
Hat noch lange gezuckt.
Na ja.

So – und dann plötzlich
Alles vorbei.
Totenstille.
Wirklich Totenstille.
Die Meisten sind einfach nach Hause gegangen.
Nur paar noch inne Kneipe.
Und die sind dann später noch einmal an sein Haus.
Und rein diesmal.
Seine Frau war noch drin.
Dass die nicht vorher abgehauen ist!
Na ja.

Aus dem Roman »Für ewig und drei Tage«

Andy und Annette

Der nächste Tag sollte sehr heiß werden und bis zum Abend braute sich einiges am Himmel zusammen, das in der Nacht krachend niederging. Es schlug sogar der Blitz in eine Eiche ein unweit vom Leutehaus und setzte den Baum in Flammen – kein Zeichen oder so was für die kommenden Tage, falls man das etwa annehmen sollte. Allerdings wurde zur gleichen Zeit in Moskau der die weltweite Lage verändernde Sturz Gorbatschows, dieses Lieblings der Deutschen, dessen Rolle bei dem schließlich sogenannten Putsch bis heute undeutlich bleibt, eingeleitet. Und man setzte etwa im gleichen Moment zu Fackelschein unter der Schlossterrasse in Sanssouci die überführten Gebeine von Friedrich II. bei – »eines der übelsten Paten der Hohenzollern-Family«, nach Annette Vendrini-zur Linden. Sie verfolgte vor dem Fernseher seit dem Vormittag die Trauer- und Umbettungszeremonien, ab und zu einen kleinen Schluck direkt aus der Verpackungsschachtel nehmend, schon mal ein kurzes, böses Lachen ausstoßend oder das eine oder das andere mit einer knappen Bemerkung kom-

mentierend: »Das Volk gibt seinen alten Schlächtern die letzte Ehre«, zum Beispiel, als der Zug mit den Sarkophagen des sogenannten Großen und des sogenannten Soldatenkönigs auf einer Lafette, gezogen von vier Hengsten unter schwarzen Schabracken, vorbei an Massen jubelnder, andächtiger und nur hier und da pfeifender kleiner Leute gegen Potsdam fuhr. Zum brandenburgischen Ministerpräsidenten Stolpe vor der Friedenskirche bemerkte sie: »Ein echter Preuße, egal, wovon er strammsteht, von Honecker oder von kaiserlichen Hoheiten.« Die Korps-Studenten im vollen Wuchs kommentierte sie: »Voilà – Deutschlands vergangene und zukünftige Elite«, und nur die Gegendemonstration, auf der ein Alter Fritz mit Totenschädel aus einem offenen Sarg Konfetti schmiss, brachte sie zu einem beinahe zustimmenden Lachen. »Obwohl das Theater alles andere als witzig ist«, wie sie gleich, zu Andy gewandt, sagte, der sich hinter sie gestellt und seine Hände auf ihre Schultern gelegt hatte.

»Va bene?«, fragte Andy.

»Naja.«

Annette reichte ihm die Rotweinpackung. Andy nahm einen Schluck und weil sich seine Tante wieder herumgedreht hatte, um nichts von dem Umzugsklamauk zu verpassen, brauchte er seinen Ekel vor dem Gesöff nicht zu verbergen. Er schüttelte sich. »Du magst das nicht?«, fragte sie, ohne ihren Kopf zu wenden.

»Naja.«

Die beiden verstanden sich seit eh und je auf eine fast telepathische Art. Das Initial-Erlebnis dafür soll die in den Familiensagen sogenannte »Erstrettung Andys« gewesen sein. Sie geschah, als Andy, zweieinhalb Jahre alt, im Kinderzimmer vor der Carrera-Autobahn kniend – er und seine Tante Annette ließen einen roten Ferrari und einen gelben Mercedes gegeneinander rennen –, plötzlich umfiel, am ganzen Körper zitterte, zuckte, um sich schlug, Schaum am Mund, die Augen verdreht, von Annette sofort hochgeris-

sen, ausgezogen, im Bad nebenan unter kaltes Wasser gehalten wurde. Dabei entkrampfte sich Andy, erlangte sein Bewusstsein wieder und lachte seine Tante, deren Hand er ergriff, mit einem Ausdruck an, den sie später »wirklich und weiß Gott erlösend« nannte – eine in den Familiensprachschatz eingegangene Formulierung. Tatsächlich ist Annette zur Lindens spontane Behandlung »die vollkommen richtige Therapie gewesen, die vermutlich Schlimmeres verhüten konnte«, Doktor Stern, dem uralten Hausarzt der Familie, zufolge, der sich – ganz unverständlich für die meisten – 45, »nach all dem«, wie das hier heißt, wieder in der Stadt niedergelassen hatte. Er stellte übrigens von Anfang an die richtige Diagnose: Fieberkrämpfe, gab damit Andys Großmutter väterlicherseits recht, die derartige Fälle aus ihrer Familie, den Jochums, kannte, vom berühmten Augustin zum Beispiel. Cousin Augustin hatte seine polnischen Feldarbeiter manchmal vom Pferd herunter mit Schrotladungen beschossen, »allerdings nur im Suff«, wie Elisabeth zur Linden immer wieder betonte. Später übrigens ist er besoffen in die Häckselmaschine geraten – gestoßen worden, vermutlich –, die ihn zerstückelte. Überhaupt wiesen Fieberkrämpfe, die ja in der Regel nur Kleinkinder befallen, es sei denn, sie wären Vorzeichen einer Epilepsie, auf einen Hirndefekt hin, der vor allem Unfallkindern und/oder kriminell veranlagten Knaben und Mädchen eigen sei. Merkwürdig – sie mochte grad Andy sehr gern und seine die Familie erschütternden Unfälle und Untaten kommentierte sie dann nur: »Die Fieberkrämpfe, sagt ich's nicht«, wobei sie dieses nach Hawa »sardonische Mammi-Lächeln« aufsetzte; höchstens dass sie noch anfügte, für den Fall, dass es niemand gedacht haben könnte: »Er ist eben ein Jochum.« Und damit meinte sie, er sei eben nicht ein »spießig-bourgeois zur Linden«. Jedenfalls, ob nun Initial-Erlebnis oder sonst was, seit dem Fieberkrampfer trat übrigens nicht noch einmal auf – fühlte sich Annette Vendrini-zur Linden als Schutzpatronin ihres Neffen. Als er

zum Beispiel mit seinem Motorrad Annegret Leckebusch beinahe totgefahren hatte – mit besoffenem Kopp dazu –, schaffte Benno Kröttmann ihn nach einigen Verhandlungen mit hohen Funktionären in ihre Obhut ins damalige Ost-Berlin, wo er solange blieb, bis man die Angelegenheit weitgehend außergerichtlich hatte regeln können. Andererseits – Annette Vandrini-zur Linden verdankte ihrem Nefen auch einiges, letztlich sogar ihre nun wirklich nötige Trennung von diesem, im Familien-Jargon sogenannten »sardinischen Briganten«, Gianfranco Vandrini, einem tatsächlich miesen Schnorrer und Schläger, Feigling und Verräter nicht nur seiner eigenen Genossen. Benno hielt ihn sogar für einen geschulten Agent Provocateur, vermutlich zu Recht.

Vorher schon, im Deutschen Herbst, hatte Andy, gerade sechzehnjährig, mit falschen Papieren selbstverständlich, Annette, die nicht Auto fahren konnte, profimäßig, das heißt: vorschriftsmäßig, in bewohnten Gegenden und die Sperren umgehend – er hörte den Polizeifunk ab –, ansonsten in alptraumartiger Raserei nach Italien und im Frühsommer darauf, nach dem Mord an Moro, wieder herausgebracht. Oder später, als sie und Vandrini in der DDR verschwunden waren, hielt er, neben Gerda Kröttmann, die Verbindung, versorgte die beiden mit Devisen und leistete wichtige Kurierdienste, zum Beispiel beim Untertauchen einiger ihrer »Genossinnen und Genossen« – nun, sagen wir Freunde und Freundinnen – drüben.

»Weißt du, was wir machen sollten«, fragte sie, ihren Blick nicht vom Bildschirm lassend, Andy, der sich neben sie gesetzt und einen Arm um sie gelegt hatte.

»Sags.«

»Wir sollten nach der Geburtstagsfeier, vielleicht schon in der Nacht, rüberfahren auf den Jochum-Hof.«

»Wenn du möchtest.«

»Ich möchte.«

Annette meint bis heute, Andy würde ähnlich fest wie sie an dem über zweihundertfünfzig Jahre alten Familienbesitz mütterlicherseits hängen. Wirklich hatte er sich dort nie eigentlich unwohl gefühlt. Im Gegenteil: Er empfand sogar so etwas wie genealogische Verbundenheit, »Abstammungs-Nostalgie«, spöttelte er, zum Jochum-Hof, diesem weiler-großen Anwesen mit dem eichenumstandenen Haupthaus aus Backsteinfachwerk, dessen First über Tenne und Speicher zwei gekreuzte Pferdeköpfe krönen, den Ställen, Scheunen, Schuppen, Leutekaten, der Kapelle hinterm buchsbaumverwachsenen Friedhof voller toter Jochums. Als Kind hatte er da ein paarmal die Sommerferien verlebt, angenehme, nach Milch und Kühen, Pferden, geräucherten Würsten, Heu und frisch geschnittener Petersilie duftende Erinnerungen. Zum ersten Mal in seinem Leben gevögelt – in einem Weizenfeld! – hatte er dort. Später noch blieb er öfter da für ein paar Tage, um sich vom Ärger, der ihn ja weiß Gott oft niederdrückte, zu erholen. Als »unverbesserlicher Stadtmensch, Urbanist« liebte er diese münsterländische Agraridylle nicht dermaßen wie seine Tante, die das Gut, die Gegend, die, soweit man übers flache Land blickt, zum Hof gehört, als ihr »wahres Zuhause, meine Heimat, natürlich im blochschen Sinn, meinen wirklichen, immerwährenden Genesungsort« bezeichnet.

Da ist was dran. Schon als Dreijährige wurde sie – so jedenfalls die Familienmythologie – nur deshalb dem Tod, der ihr nach einer Diphtherie-Infektion drohte, entrissen, weil man sie auf den Jochum-Hof gebracht und drei Tage und Nächte lang unter feuchtem Stroh auf dem Hängeboden im Stall über den Kühen, nackt an ihre nackte Mutter gedrückt, alles hatte ausschwitzen lassen – eine seit Generationen von den Jochums angewandte Behandlung, die aber, dem Glauben dieser Spökenkieker zufolge, eben nur bei ihnen auf dem Hof im Stall über den Kühen funktioniert. Nun ja, die Jochums! – allen voran übrigens Elisabeth zur Linden, Annettes Mutter, die sich in ihrem letzten Lebens-

jahr, »endgültig umnachtet«, wie man das damals umschrieb, auf den Hof zurückgezogen hatte und dann im Kranichteich ertrank oder sich ertränkte. Letzteres will gerade Hawa nicht glauben. Der meint immer noch, seine Mutter habe zwar andere, doch niemals sich selbst töten können. Der Alte übrigens, Hawas Vater also, der es besser wissen müsste, schwieg darüber.

Mit sieben Jahren wurde Annette auf dem Jochum-Hof ein zweites Mal geheilt. Sie war daheim durchgedreht, nachdem sie im Luftschutzkeller der Schule das fünfstündige Bombardement der Stadt überlebt hatte. Im Keller waren die Lehrerin und sieben Schülerinnen, darunter ihre liebste Freundin, Erika Winkelsträter, unter Trümmern begraben worden. Sie sprach danach kaum noch ein vernünftiges Wort, fiel, sobald es brummte, summte, die Sirene loslegte, ein Licht flackerte, in ein endloses, fast tonlos gemurmertes: »Heiligemuttergottesbittefüruns Heiligemuttergottesbittefüruns Heiligemuttergottesbittefüruns Heiligemuttergottesbittefüruns Heiligemuttergottesbittefüruns Heiligemuttergottesbittefüruns...!«, und weder Schreien, Klatsche, Klapse, geschweige denn Zureden halfen, dieses zunächst alle nervende, später entsetzende Schock-Gebrabbel zu stoppen. Und weil sie schließlich auch den Luftschutzraum im Felsenkeller unter der Lindenburg – sicherer als jeder Bunker – nicht mehr verlassen wollte, ob Tag, ob Nacht, ob Fliegeralarm oder Entwarnung, sie vielmehr immer öfter in schweigende Starre versank, bis bei irgendeinem Geräusch dieses Stoßgebet wieder aus ihr hervorbrach, schaffte man sie nach einigen Beruhigungsspritzen zum Jochum-Hof, wo es aller damaligen Voraussicht nach bis Kriegsende ruhig und beinahe friedensstill bleiben würde – ein Irrtum, wie sich herausstellen sollte.

Wenn Annette Vendrini-zur Linden von dieser Zeit auf dem Jochum-Hof erzählt – sie tut's nicht oft –, wirkt sie richtig verklärt oder sagen wir so: Das mit den Jahren recht Herbe, ja Verbitterte, verschwindet aus ihrem Gesicht und

es erscheint der Anflug ihres ganz früher von allen, sogar von ihrer Mutter ohne Süffisanz beschriebenen »Engelsgesichts«. Alice nannte sie sich damals, nach der Figur aus Lewis Carrolls Wunderland-Buch, das ihr ihre Mutter zunächst vorlas und das sie später, und zwar in der ersten deutschen Übersetzung von Antonie Zimmermann, auswendig wusste und noch weiß. Anfangs, so Annette, seien ihr die Geschichten dieses viktorianischen Mädchens bloß langweilig, nichtssagend vorgekommen. Erst in jenem Winter und Frühjahr auf dem Jochum-Hof habe sie das Wunderbare, das Erlösende dieser Traumerzählungen empfunden. Ohne dieses Buch – sie trug es damals ständig bei sich – wäre sie sicher im Loch, in der Scheune, dem Kuh- oder dem Pferdestall, im Feld, am Bach, in der finsternen Schlafkammer, dem Schweinekoben, auf dem staubigen Öller oder sonst wo verendet. Mit Alice aber sei ihre Wahnsinn Angst in Gelassenheit, ja Überlegenheit verwandelt worden, weil sie nämlich mit Alice im vorgeblichen Sinn den Unsinn und in der sogenannten Vernunft das Unvernünftige entdeckt habe. Was wäre passiert, hätte sie sich nicht in der Höhle des rotäugigen Kaninchens wiedergefunden, in der Höhle, in die sie fiel, nachdem sie schon am ersten Morgen nach einer Nacht, in der Bomberstaffel auf Bomberstaffel über den Hof Kurs auf die Revierstädte nahm, weggelaufen war, übers Feld, im Märzschnee Fuchsspuren folgend. Hätte sie später in dieser von ihr dann ausgebauten Höhle die entflozene Zwangsarbeiterin Lena aus Minsk verstecken, mit Honig, Brot und Schmalz und Speck versorgen können, wäre es ihr nicht gelungen, wies eben nötig wurde, kleiner oder größer zu werden? Die grauenhafte Erdrosselung von Lena und den beiden russischen Knechten in der Tenne durch die Kerle der Waffen-SS, die knapp vor Schluss den Hof zum Widerstandsnest machen wollten, wie hätte sie das verkraftet, das Hängen am Haken bis zuletzt, die herausgewürgten blauen Zungen, ohne den Schlächtern zuzuschreien: »Ihr seid nichts weiter als ein Spiel Karten.«

Und das gleiche noch einmal, als an einem frühen Morgen, nach dem letzten Hahnenschrei, die befreiten Landsleute der Erhängten vom Nachbarshof den Onkel Josef, diese im Grunde doch liebe Grinse-Katze, auf dem Misthaufen, den er erklimmen musste, mit Maschinenpistolen so zerfetzten, dass sein Blut die Jauchepfützen färbte.

Einen Ort, an dem einem so etwas widerfährt, den verlässt man entweder für immer und alle Zeiten, oder man kehrt immer wieder an ihn zurück. Wie gesagt, Annette empfand den Ort als ihre sogenannte »wahre Heimat« und beschwor, bedrängte ihren Vater, den Hof, der nach und nach verkam, mit allen Lasten zu übernehmen. Der Alte, der Landwirtschaftsbesitz eigentlich nichts abgewinnen konnte und den Besitz der Familie seiner Frau regelrecht verabscheute, ließ sich von seinem Liebling schließlich – allerdings auch unter dem Gesichtspunkt der Selbstversorgung in Notzeiten – erweichen, erteilte Hawa, seinerzeit noch Referendar, den Auftrag, die Angelegenheit im Sinne der Familie zu besorgen. Die juristische und finanzielle Regelung des Geschäfts wurde Hawas Gesellenstück, die Organisation zur späteren ökonomischen Gesundung des Betriebs bis – rechnet man die EG-Subventionen und steuerlichen Abschreibungen dazu – in die Gewinnzone hinein sein Meisterstück, auf das er ziemlich stolz war. Umso schlimmer fand er daher das »Partisanen-Schelmen-Stück« seiner Schwester. Es bestand darin, dass Annette, allerdings mit Einverständnis Vetter Engelberts, des Gutsverwalters, ihren revolutionären Freunden aus verschiedenen Ländern Europas auf dem Jochum-Hof Unterkunft verschaffte. Es waren IRA-Kämpfer aus Irland – sie tranken übrigens keinen Tropfen Alkohol – ebenso wie baskische Guerilleros, italienische Rotbrigadisten und RAF-Leute aus der BRD – letztere überraschend liebenswürdig. Das alles wäre möglicherweise und kurzfristig noch zu ertragen gewesen.

Grundsätzlich hatte Hawa nämlich, der Familientradition gemäß, vor allem auch in Erinnerung an ihre Aktivitäten

während des Nazi-Regimes, nicht viel dagegen. Ein paarmal schon hatten die Augen zuge drückt werden müssen, wie man so sagt, als Annette für Wohnungen der Familie in Berliner und Kölner Häusern Mieter fand, die von Interpol und einigen Diensten gesucht wurden. Doch als dann Schießübungen in einem Waldstück stattfanden, sogar auf dem kleinen Friedhof voller toter Jochums hinter der Kapelle, und die Kriminalpolizei aus Warendorf aufmerksam wurde – sie konnte gerade noch beruhigt werden –, da musste Schluss damit sein. Benno Kröttmann nahm Kontakt zu den Leuten auf, ohne zunächst Annette einzubeziehen, versuchte ihnen klarzumachen, dass sie verschwinden müssten. Er bot ihnen Geld, viel Geld an.

Die Mission blieb erfolglos, obwohl Benno sich einen Tag und eine Nacht lang bemühte. Er empfahl, nach vorheriger Warnung der Betroffenen natürlich und nachdem Annette sich ins Ausland, möglichst Schweden, abgesetzt hätte, die Polizei einzuschalten. Es ginge wirklich nicht anders.

Ich ging im letzten Mai

Ich ging im letzte Mai
nochmal spazieren durch Bonn.
Da stand an seinem Platz
noch immer Beethoven.
Und plötzlich sah ich wieder rot;
Ich setzte mich auf eine Bank:
– zigtausend rote Fahnen und
– zigtausendstimmiger Gesang.
Auch Beethoven hielt in der Hand
die rote Fahne: »A la marchel«,
rief er, »los zur Regierung hin,
reißt ihnen auf den klammen Arsch!«
Ja, es war einmal, Väterchen Franz,
und wenn sie nicht gestorben sind ...

Ja, ja, doch dass es möglich war,
vergiss das nie und nie, mein Kind.

Erwachsen, sagen sie, sei,
wer möglichst bald vergißt
dass hinterm Horizont
dass möglich Andere ist.
Vor Brockdorf in der Elbmarsch hing
der Horizont zum Beispiel tief,
wie auf den Deichen Trupp auf Trupp
zum Sturm auf die Atomburg lief.
Gerichtsvollzieher zogen mit.
Ein Priester schwang sogar die Axt.
Trotz Tränengas und Rotzgeheul
knirschte die Staatsmacht angeknackst.
Erinnert Dich, mon vieux copain,
wie manchem coolen Herrschaftsherrn
die Muffe ging, wenn er bloß sah
die Knarre vor dem Fünzfackstern.

Und paarmal schien uns auch
ein Schein der Möglichkeit
von hinterm Horizont
der schien uns nicht mehr weit:
Wir stritten, hassten, liebten uns,
und jeder ging im andern Tritt.
Alles gehörte uns und nichts,
und auch die Kinder stimmten mit.
Wir schafften, was zu schaffen war,
und keiner schaffte dabei an,
und spielten Spiele, einfach so,
bei denen niemand gewann.
Das klappt nicht oft mitten im Fluss,
auf einer Insel vor der Welt
wo Krokodile warten,
dass man traumverlor'n ins Wasser fällt.

So ganz unmöglich hört
das Mögliche sich an,
dass man zur Zeit davon
eben nur singen kann.
Und dabei flackern ja schon längst
an allen Ecken in der Welt
die Feuer, die Signale sind,
dass bald nichts mehr zusammenhält.
Und im Gedächtnis bleibt ja auch:
Letztmal gelang es 70 Jahr',
während davor die Kommune schon
nach 70 Tagen geschlagen war,
Ja, es war einmal, Väterchen Franz,
und wenn sie nicht gestorben sind ...
Ja, ja, doch dass es möglich war,
vielleicht dass es nochmal
und besser dann gelingt.

Quantensprung

Hi, sieh da, der Degenhardt.
In die Jahre auch gekommen, wie?
Doch immer noch ein Auge auf die Zeitläufte.
So ist es recht.
Na, was sagen Sie denn nun:
11. September.
Angriff auf das Herz unserer Zivilisation.
World Trade Center.
Pentagon.
Da ist doch wohl auch Eueres die Spucke weggeblieben,
bei sowas völlig Unerwartetem.
Nichts ist seitdem mehr so wie vorher.
Das meinen Sie doch auch,
oder?,

Nach diesem Quantensprung in eine neue Zeit,
in eine neue Dimension.

Yes, Sir.

Ein neues Zeitalter ist angebrochen,
und das ist mehr als ein Gezeitenwechsel.
Die Theorien, Werte und Begriffe von dunnemals:
Erledigt.
Zum Beispiel nichts mehr da mit so einem Geschwafel:
Wie konnte es dazu überhaupt nur kommen?
Was sind die Ursachen für solche Wahnsinnstaten?
Eure Sprüche aus der Mottenkiste aus dem vorigen
Jahrhundert:
Imperialismus, Ausbeutung,
jahrzehntelange, ja jahrhundertlange Unterdrückung,
hier die Superreichen, dort das Heer der Bitterarmen,
die will keiner jetzt mehr hören.
Und schon gar nicht solche Selbstanklagen wie:
Wir haben denen schließlich auch was angetan
und pipapo.

Nein!

Entschlossenheit, gesunde Rache, Kampfbereitschaft.
Das sind die neuen Energien

Nach diesem Quantensprung in eine neue Zeit ...

Klare Konturen gibt es wieder.
Schluss mit der Unübersichtlichkeit,
den Differenzen und den ewigen Bedenken:
Vielleicht ja, vielleicht nein,
wer weiß denn überhaupt ...
Eindeutigkeit,
jawohl Eindeutigkeit,
da haben sich alle nach gesehnt.
Das Gute und das Böse,

das ewige Schema allen Lebens, Fühlens, Denkens
und der Politik.
Freund – Feind,
und Letzterer ist klar erkennbar für die Leute.
Diesmal mit Kaftan, Rauschebart und Turban.
So wie Karl May ihn schon beschrieben hat:
Der alte Mürbarek, so hieß der damals.
Und heute heißt er?
Na?,

Nach diesem Quantensprung in eine neue Zeit ...

Ja –
der Krieg des 21. Jahrhunderts hat begonnen.
Es ist ein Kreuzzug gegen das Böse, den Terror,
mit Bomben, Brot und bald Atomraketen.
Und warum wohl nicht!
Ein jeder hier in diesen Breiten weiß im Grunde doch,
worum es geht.
Jawohl, ein Kreuzzug.

Und er wird länger dauern als der von Barbarossa.
Und wir Deutsche machen wieder mit.
Und das ist auch gut so.
Nie wieder Krieg von deutschem Boden,
das sind olle Kamellen,
kommunistische Parolen.
Der Pazifismus ist ja Gott sei Dank passe.
Die liberale Linke sieht das alles eher ironisch
und macht ihre Witzchen.
Nun – Degenhardt, old Chap,
Sie kennen unsere Landsleute doch auch!
Wenn erst mal wieder alle einer Meinung sind
– und das ist schon erreicht –,
dann fehlt – wenn es drauf ankommt –
nur noch ein,

nun, ich will nicht sagen Führer.
Aber warum eigentlich nicht?

Die Ernte droht

Die Ernte droht, es ist die Zeit
Die letzten Früchte sind so weit
Voll schwerer Süße wie noch nie
Ein Hauch nur und dann platzen sie
Die Arsenalen sind gefüllt
Die Herzenswünsche fast gestillt
Die Ziele sind längst ausgesucht
Die Flüge alle schon gebucht
Die dürren Modells drängen sich
Um letzte Tickets auf dem Strich

Die Konsumenten lecken sich die Lippen
Und sie glauben nicht
Dass irgendwas sich ändern soll
Es läuft doch eigentlich alles toll
»Après nous«, das gilt nicht mehr
Nachher ist so wie Vorher
In diesen Popsong der Saison
Halt manchmal ein Gewitterton
Ein Loser, der sich fürchtet jetzt
Die Siegereppchen sind gesetzt
Talkshow, Pfaffe, Schutzpatron
Trainieren den Beruhigungston
Die Habenichtse warten gern
Bis dass die Zeiten besser wer'n
Die Spekulanten wetten, dass
Nicht überläuft das volle Fass
Herr Ackermann drückt und probiert
Ob die Verdauung funktioniert
So schwitzt's und knistert's vor sich hin
Was Du verlierst, ist mein Gewinn

Die Sophie lächelt, »Hinterher«
Sagt sie, »ist alles herrlich leer«
Der Klapse wieder mal entflohn
Sucht sie den absoluten Ton
Im Kinderwagen, gut versteckt
Mit Dynamitstangen bedeckt
Das Büffelhorn, das wütend brüllt
Weil sich die Welt in Schweigen hüllt
Damit man wieder mal vergisst
Was letztes Mal geschehen ist

Die Ernte droht, jetzt ist die Zeit
Für alle Früchte weit und breit
Es gärt und tröpfelt überall
Der Apfel klatscht und matscht im Fall
Spezialraumschiffe stehn bereit
Für die ganz einflussreichen Leut
Und auf dem Berge Ararat
Die nachgebaute Arche hat
Für ganz kostbare Tiere Platz
Der Milliardäre Hund und Katz

Kurzbiografie

Geboren am 3. Dezember 1931 in Schwelm/Westfalen. Er stammt (laut Selbstbekundung) aus einer »militant katholischen und antifaschistischen Familie«. Frühe Bezüge zum sozialistischen ›Milieu«. Volksschule und Gymnasium in Schwelm, 1952 Abitur. Von 1952 bis 1956 Studium der Rechtswissenschaften in Freiburg/Br. und Köln. 1956 erstes, 1960 zweites juristisches Staatsexamen. 1961 bis 1969 Assistent am Institut für Europäisches Recht der Universität Saarbrücken. 1963 Debüt mit Liedern beim Radio (Bremen/WDR) und in der Öffentlichkeit (Göttingen); regelmäßig Rundfunkbeiträge (Hörspiele, Features). 1966 Promotion zum Dr. jur. Politisierung des Sängers 1967 (gefördert durch freundschaftliche Kontakte mit Wolfgang Neuss, Rolf Biermann und Rudi Dutschke). Zum Jahresende 1968 zunehmende Anwaltstätigkeit in den anlaufenden Demonstrantenprozessen (Prozesswelle gegen die APO bis 1970). 1969 lässt sich Degenhardt als Anwalt in Hamburg nieder. 1971 Ausschluss aus der SPD, unter anderem wegen seiner Nähe zur DKP, in die er später eintritt. Seit 1971 Mitglied des deutschen PEN, seit 1983 korrespondierendes Mitglied der Akademie der Künste der DDR. Seit den 1970er Jahren Intensivierung seiner literarischen Arbeit und zahlreiche Romane. Daneben weiterhin erfolgreiche Tourneen. Seine Söhne Jan und Kai Degenhardt sind ebenfalls erfolgreiche Liedermacher.

1970 Deutscher Schallplattenpreis. 1980 Preis der deutschen Schallplattenkritik. 1983 Deutscher Kleinkunstpreis. 1986, 1988 und 1995 SWF-Liederpreis.

Degenhardt lebte in Quickborn bei Hamburg, wo er am 14. November 2011 starb.

Degenhardt war ein Cousin des 2002 verstorbenen Paderborner Kardinals Johannes Joachim Degenhardt und Schwager der Illustratorin Gertrude Degenhardt, die für ihn mehrere Plattencover illustrierte.

Nachwort

»Er gehört in die sehr deutsche Linie einer politischen Kunst, die markiert ist durch Künstler wie Bertolt Brecht, Hanns Eisler, Ernst Busch. Dort hat er seinen Platz.«

(Thomas Rothschild)

Kommt das Wort auf Franz Josef Degenhardt, ist der Hinweis auf den *Schmuddelkinder*-Song¹ nicht weit. Melodie, Verse, ganze Strophen sind im Gedächtnis geblieben. Und das, obwohl das Lied schon über fünf Jahrzehnte alt ist. Ein Song mit Gassenhauer-Qualitäten – zündende Melodie, ein treibender Rhythmus, der für Degenhardt typische, leicht kratzige, ironisch-sarkastische Gesang – und natürlich ein Text, der, wie so oft bei ihm, die heuchlerische Fassade deutscher Spießbürgerlichkeit bloßstellt. Wir hier oben, ihr da unten. Schau, dass etwas Besseres aus dir wird. Wirklich? Die Ironie bricht sich Bahn. Denn in Wirklichkeit sind die aus der Oberstadt die Falschspieler, die Verlierer. Der Autor schlägt sich lieber auf die Seite der »ehrlichen« Underdogs, der Subversiven, der Widerständlerischen.

Das Programm, das hier entfaltet wird, kehrt als Grundmuster in vielen Degenhardt-Liedern wieder. Sie wurden musikalisch wie textlich zu Klassikern des deutschen Protestsongs. Ob Ballade, Chanson, Moritat, Fabel, Rollenlied, Bänkelsong, die Botschaften gleichen sich: Kritik am korrupten Obrigkeitsstaat, an Ausbeutung und falscher Moral,

¹ Das Lied *Spiel nicht mit den Schmuddelkindern* kam 1965 auf der gleichnamigen LP heraus. In Buchform erschien *Spiel nicht mit den Schmuddelkindern. Balladen, Chansons, Grotesken, Lieder* zunächst bei Hoffmann und Campe (Hamburg 1967) und anschließend bei der Büchergilde Gutenberg (1968) und als rororo-Taschenbuch (zahlreiche Auflagen seit 1969). Der Song findet sich auf zahlreichen Kompilationen.

an Faschismus und Unterdrückung – und das nicht nur auf Deutschland bezogen, sondern weit darüber hinaus. Degenhardt brachte seine Einwände offensiv und respektlos vor. Hohn und Spott sind bekanntlich die wirksamsten Mittel, um aufzurütteln und politische Gegner empfindlich zu treffen.

Was traditionell-liedhaft begann, gewann im Laufe weniger Jahre an politischer Schärfe und Aggressivität.² Der Umschwung fiel ziemlich genau mit den Essener Songtagen im September 1968 zusammen. Das irritierte Publikum lernte einen neuen Degenhardt kennen, der seine Kritik nun

² Zum Werdegang Degenhardts vgl. ausführlich: Adelheit Maske, Ulrich Maske: *Das werden wir schon ändern. Franz Josef Degenhardt und seine Lieder*. Dortmund 1977, mit einer Einbettung der Degenhardt-Texte in die Liedtradition und politisch-gesellschaftlichen Zeitumstände sowie seine Vorbilder, vor allem George Brassens (S. 11); vgl. weiterhin und auch aus persönlicher Warte: Heinz Ludwig Arnold: *Väterchen Franz. Franz Josef Degenhardt und seine politischen Lieder*. Reinbek bei Hamburg 1975 (Neufassung einer Veröffentlichung aus der Reihe *text und kritik*, 1972). Im Interview erläuterte Degenhardt dort seine literarisch-musikalische Sozialisation und gibt Auskunft über seinen politischen Standpunkt und seinen politischen Aktivismus (S. 18-37). Degenhardt begann mit Gedichten, schwenkte aber zum Song um, um damit ein Publikum zu erreichen (S. 20f.), schrieb in seiner frühen Phase »Gedichte zum Singen« (S. 20). Im Interview geht Degenhardt auch auf den Roman *Zündschmüre* und dem diesem gemachten Vorwurf der Romantisierung ein (S. 33-36), den Degenhardt nicht abstreitet. Heinrich Vormweg ordnet Degenhardts Songlyrik in die Tradition der »Gegen-Bilder«, »Gegen-Lieder« und »Gegen-Balladen« ein (S. 40-53). Hans-Klaus Jungheinrich geht in seinem Beitrag *Protest-Noten. Über die mehr und mehr kaputten Lieder des Franz Josef Degenhardt* auf die Melancholie in Degenhardt-Texten ein, die aus der Einsicht erwachse, dass Lieder die Welt nicht oder nur partiell verändern könnten (S. 57).

unverblümter und auch formelhaft-plakativer («Zwischentöne sind nur Krampf im Klassenkampf») zum Ausdruck brachte. »Degenhardt kann ziemlich gut klotzen«, wurde ihm attestiert, in den 70er Jahren hätten das vor allem »linksradikale Abweichler, Antiautoritäre und nicht-linientreue Genossen« zu spüren bekommen.³

Auch wenn der, eigener Aussage nach, »ausschweifend politisch interessierte«⁴ Degenhardt später moderatere Töne wählte: Seine Lieder blieben engagiert, politisch, wollten mobilisieren und aufklären. Hier artikulierte sich ein unbeugsamer, unbequemer Geist, ein eigener Kopf.

Degenhardt war in der Tradition des politischen Liedes bestens bewandert. Seine Kenntnisse reichten von Walther von der Vogelweide über Georg Herwegh, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben, Morgenstern, Mehring, Georg Kreisler bis zu Brecht (Volksliedton!), um nur einige Namen zu nennen. Hervorzuheben ist ferner der französische Chansonier Georges Brassens, dessen Lieder Degenhardt auf einer CD präsentierte.⁵ Mit den zeitgenössischen Wegbegleitern Hanns Dieter Hüsch, Wolfgang Neuss und Dieter Süverkrüp bildete er ein »deutsches Quartett«, dessen Kooperation sowohl in Buchform als auch auf CD dokumentiert ist.⁶ Und doch und trotz all dieser Einflüsse:

³ Alexander Bormann: *Franz Josef Degenhardt*, in: *Kritisches Lexikon der deutschen Gegenwartsliteratur*. Hg. von Heinz Ludwig Arnold (Loseblattsammlung, ohne Seitenzählung, auch online, bezahlpflichtig).

⁴ Interview mit dem Autor zum Roman *Zündschnüre* auf Youtube.

⁵ *Junge Paare auf Bänken. Franz Josef Degenhardt singt Georges Brassens*. LP 1986.

⁶ *Da habt ihr es! Stücke und Lieder für ein deutsches Quartett*. Hamburg: Hoffmann und Campe 1968. Als rororo-Taschenbuch zahlreiche Auflagen seit 1970. Als *Quartett 67* 1996 als Doppel-CD erschienen (mit bis dahin unveröffentlichte Aufnahmen aus dem Jahr 1967).

Degenhardts Lieder besitzen etwas Eigenes, Unverwechselbares, einen eigenen Ton und speziellen »Drive«.

Mit dem Schreiben von Romanen schuf sich der Autor Anfang der 1970er Jahre ein zweites Standbein. Und war damit ebenfalls auf Anhieb erfolgreich. Sein Debüt *Zündschnüre* verfasste er, weil ihm, wie er sagte, die Liedform zu eng geworden war: »Ich wollte etwas Längeres schreiben, auch etwas Biografisches, und das Medium Lied war zu kurz dazu, ich hab' mir immer schon gewünscht, etwas Längeres, belletristisch Längeres zu schreiben.«⁷

»Biografisch« meint den Schauplatz des genannten *Zündschnüre* Romans. Er spielt in Degenhardts Geburtsort Schwelm am Rande des Ruhrgebiets. Dieser wird zwar im Text nicht explizit erwähnt. Durch eine dem Roman beigegebene, vom Autor selbst angefertigte Skizze ist er jedoch unschwer zu identifizieren. Der Roman handelt vom subversiven Treiben einer Jugendbande gegen Ende des Zweiten Weltkriegs. Während ihre Väter, überzeugte Kommunisten oder Sozialdemokraten, im Krieg oder im KZ sind, nehmen die 13- bis 15-jährigen Arbeiterkinder den Widerstand gegen das verhasste Nazi-Regime selbst in die Hand. So verstecken sie unter anderem einen englischen Bomberpiloten und eine Jüdin in einer Höhle, die gleichzeitig ihr Hauptquartier ist. Sie trinken (schon morgens) reichlich Schnaps, rauchen wie die Schlote und sind auch sexuell sehr aktiv. Zuweilen leisten sie Kurierdienste, verteilen Flugblätter oder helfen beim Bombenbasteln. Ein strammer, fußballbegeisterter Nazi-Jünger wird dadurch lächerlich gemacht, dass man eine Eisenkugel als Fußball tarnt und ihn mit voller Wucht dagegentreten lässt (was ihn in einen krankhausreifen Zustand versetzt). Sie plündern heimlich Wehrmachtsbestände, lassen Güterwagen in die Luft fliegen und treffen sich mit Arbeitern und Sowjet-Kriegsgefangenen, um weitere Sabotageakte auszuhecken.

⁷ Youtube-Interview, vgl. Anm. 4.

Immer wieder stehlen sie Waffen, um für den »Endkampf« gewappnet zu sein. Das Allerschönste ist für sie, »nie zur Schule gehen zu müssen, weil die längst zerbombt ist. So hat sich ihnen – und vermittelt ihrer auch dem Lesepublikum ein ewiger Kinderwunsch erfüllt, der nach einem Leben ohne Schule und mit vielen Abenteuern«. ⁸

Für Degenhardts Sohn Kai, der selbst als politischer Liedermacher aktiv ist, war *Zündschnüre* so etwas wie eine »Wunschbiografie« seines Vaters.⁹ Der Literaturhistoriker Heinz Ludwig Arnold las die 25, in sich abgeschlossenen Erzählepisoden mit ebensolchem Vergnügen wie Mark Twains Geschichten von Huckleberry Finn und Tom Sawyer.¹⁰ Der *Spiegel* lobte Degenhardts »unstilisierten, lockeren und immer jargonsicheren« Schreibstil, der ohne nostalgische Verklärung auskomme und endlich einmal auf den Antinazi-Widerstand der »kleinen Leute« hinweise.¹¹ Im Gegensatz dazu monierten andere Stimmen Degenhardts Parteilichkeit. Der Sowjetkommunismus und überhaupt das Treiben der politischen Arbeiterschaft würden unkritisch idyllisiert. Horst Hensel zufolge verkörperten die Protagonisten des Romans keine realen Figuren, sondern illustrierten Gesinnungen.¹² Hensel erkennt hier eine Paral-

⁸ Horst Hensel: *Edle Wilde. Franz Josef Degenhardts »Zündschnüre. Roman« (1973)*, in: Moritz Baßler, Walter Gödden, Arnold Maxwill, Sylvia Kokot: *Vom Heimatroman zum Agit-prop. Die Literatur Westfalens 1945-1975*. Bielefeld 2016, S. 405.

⁹ *Hommage an Karratsch. Rolf Becker und Kai Degenhardt im »Politbüro«*, in: *unsere Zeit – Zeitung der DKP* vom 15.06.2012 (online).

¹⁰ Heinz Ludwig Arnold: *Bedrängt und gewitzt – Zusammenhalt in der Unterstadt*, in: *Die Zeit*, Nr. 16/1973, Literaturbeilage S. 12.

¹¹ *Tom Sawyer im Pott*, in: *Der Spiegel*, Nr. 10, vom 5.03.1973, S. 131 (online).

¹² Hensel (Anm. 8), S. 405f.

lele zum Liedschaffen: »Degenhardts Traum war der von einem sinnlichen Arbeiter-Kommunismus, einem Kleingelehrten-Paradies. Auf Erden wurde er Mitglied der Deutschen Kommunistischen Partei. Seitdem kam er im öffentlich-rechtlichen Rundfunk nicht mehr vor. Kann ihn das blamieren? Nein.«¹³

Der WDR verfilmte den Roman 1974. Degenhardt war am Drehbuch beteiligt. Der Schriftsteller Hermann Peter Piwitt zog anlässlich der Erstaussstrahlung den Vergleich mit Grass' *Blechtrommel* und bezeichnete Degenhardts kindliche Helden als ebenbürtig mit der Figur des Oskar Matzerath.¹⁴

Degenhardt selbst räumte eine agitatorische Tendenz des Romans durchaus ein: »Bislang ist in der westdeutschen Belletristik diese Zeit, vor allen Dingen die letzte Zeit des letzten Krieges, entweder tragisch dargestellt worden, grotesk oder surrealistisch, die Widerstandskämpfer wurden dargestellt als tragische Figuren, als Leute die scheiterten, ja der Widerstand wurde auch als sinn- und zwecklos beschrieben, und für mich war es sehr wichtig, den positiven Aspekt herauszuarbeiten, die Leute zu zeigen als wirkliche Helden, als Leute die auch mit einem Kampfesmut und mit einem Lebenswillen Widerstand geleistet haben. [...] Und, dass Widerstand sicherlich einen Sinn hatte. Sie haben politisch, moralisch, richtig gehandelt, historisch korrekt, also realistisch gehandelt.« Es habe in Deutschland tatsächlich einen funktionierenden antifaschistischen Widerstand gegeben, ein »großes Aktionsbündnis zwischen Sozialisten, fortschrittlichen Christen und Kommunisten«. Wichtiger als eine politische Mission sei ihm jedoch gewesen, über eine Zeit zu schreiben, »die ich kenne, in der ich so alt war wie die Protagonisten in diesem Buch. [...] Aber weitaus

¹³ Ebd., S. 406.

¹⁴ *Winzige Siege im Milieu der Angst*, in: *Der Spiegel*, Nr. 37 vom 9.09.1974, S. 118 (online).

wichtiger war mir einfach die Erzählung, die schöne Erzählung.«¹⁵ Im Film kommt der folgende *Zündschnüre*-Song zu Wort:

Zündschnüre-Song

Und als von tausend Jahren
nur elf vergangen waren
im letzten Jahr vom Krieg,

da lag die Welt in Scherben,
und Deutschland lag im Sterben
und schrie noch Heil und Sieg.

Der Mensch war sehr zerbrochen,
und nicht nur seine Knochen.
Der Mensch zerbricht auch schnell.

Und die von den Faschisten
sich nicht zerbrechen ließen,
die waren nicht mehr viel.

Gefoltert und geschunden,
geknebelt und gebunden,
und gingen aufrecht doch.

Und auch in den Fabriken,
in Lagern und Verstecken
lebten, kämpften sie noch.

Die Masken, die sie tarnten,
die Stimmen, die sie warnten,
die wußte nur der Wind.

¹⁵ Youtube-Video (Anm. 4)

Und Horcher gab es viele.
Und Kinder spielten Spiele,
die sehr gefährlich sind.

Und in den Bombennächten
in Höhlen und in Schächten
teilten sie ihre Not.
Und teilten ihre Freuden
und teilten ihre Leiden
und auch den Bissen Brot.

Sie hatten eine Lehre
und hatten auch Gewehre
und hatten ihre List.

In mehr als tausend Jahren,
da hatten sie erfahren,
wann ihre Stunde ist.

Und wie sie kämpften, litten
und lachten, liebten, stritten
in Solidarität,

das wird man dann noch lesen,
wenn das, was sonst gewesen,
ein Mensch nicht mehr versteht.¹⁶

Degenhardts Erstling war ein beträchtlicher Verkaufserfolg. Bis 2011 erschien das Buch in sechs verschiedenen Verlagen, allein bei Rowohlt mit einer Auflage von rund 100.000 Exemplaren. Hinzu kamen Übersetzungen ins Russische, Finnische, Tschechische und Dänische. Als der Roman 1973 erschien, befand sich Degenhardt auf dem Höhepunkt seiner Popularität. »1972 erreichte seine

¹⁶ Zu finden auf der CD *Mit aufrechtem Gang*, 1975.

›Befragung eines Kriegsdienstverweigerers‹ den 1. Platz in der WDR-Hitparade; der Roman ›Zündschnüre‹ belegte 1973 monatelang vordere Plätze der Spiegel-Bestseller-Liste [...] und [wurde] 1975 Taschenbuch des Monats [...]. 1978 hat Degenhardt 150.000 Romanbände, 600.000 Platten und 300.000 Lyrikbände (Textbände) verkauft [...].¹⁷

In diese Verkaufsstatistik eingebunden war Degenhardts zweiter Roman *Brandstellen*, den er bereits ein Jahr nach *Zündschnüre* folgen ließ. Wiederum begegnen wir der Kleinstadt am Rande des Ruhrgebiets (und damit weiteren autobiografischen Bezügen). Die Handlung spielt Mitte der siebziger Jahre, rund 30 Jahre nach *Zündschnüre*. Die damalige rote Elterngeneration ist in die Jahre gekommen. Aber sie ist noch da. Und hat ihre Gesinnung an die Kinder weitervererbt.

Im Zentrum steht Bruno Kappel, ein inzwischen erfolgreicher Rechtsanwalt in Hamburg. Er war in den 68er-Zeiten mit Karin Kunze liiert, die ebenfalls aus besagter Kleinstadt stammt. Während Bruno sich – obwohl im Herzen noch immer ein »Linker« – für Beruf und Aufstieg entschieden hatte, radikalisierte sich Karin und schloss sich einer terroristischen Vereinigung an. Nach einem von ihr mitverübten Attentat, bei dem sie angeschossen wird, befindet sie sich auf der Flucht. Bruno will sie ausfindig machen und vor Gericht verteidigen – er glaubt, ihr das schuldig zu sein. Sie findet in seinem Heimatort Zuflucht – ausgerechnet, als Bruno dort eintrifft, um gemeinsam mit der Familie die Goldene Hochzeit seiner Eltern zu feiern. Er besucht seine früheren »Genossen«, die trotz ihrer gesellschaftlichen Stellung nach wie vor ihrer radikalen Gesinnung treu geblieben sind. Hierzu gehören der Arzt Thomas Strathmann, der Karin undercover auf ihrer Flucht notärztlich behandelt hat, und seine Frau Doris. Beide engagieren sich für die

¹⁷ Bormann im KLG (Anm. 3).

Erhaltung des Naherholungsgebiets »Klein-Schweden«, das einem NATO-Truppenübungsplatz weichen soll.

Die Konfrontation mit der spießig-katholischen Umgebung seiner Heimatstadt bekommt Bruno Kappel nicht gut. Er lenkt sich mit sinnlosem Betrinken ab. Nach einer von ihm provozierten Kneipenschlägerei fährt er seinen Wagen zu Bruch. Er kommt bei einem Abschleppdienst und Schrotthändler unter, der seine Firma im genannten Naherholungsgebiet »Klein-Schweden« unterhält. Der geplante Truppenübungsplatz würde das Ende dieser alternativen Werkstatt und der dort praktizierten kommunenähnlichen Lebensform bedeuten. Bei den einfachen Leuten und besonders bei Maria, Tochter des Chefs, findet Bruno Momente der Geborgenheit.

Nach und nach dämmert ihm, dass die Polizei Karins Aufenthaltsort kennt, sie aber dennoch nicht festnimmt. Die Polizei will, im Gegenteil, das Unruhe- und Konfliktpotenzial erhöhen, um die Gesetze zu verschärfen. Staatsanwalt Baller ist hingegen an Karins Auffinden interessiert, weil er fürchtet, seine Vergangenheit als »Linker« könnte bekannt werden, wenn er sie anklagen muss. Koppel solle sie deshalb ins Ausland schleusen.

Die Protestbewegung, die sich in »Klein-Schweden« zusammenfindet, wird schließlich mit 4.000 Einsatzkräften gewaltsam beendet. Zu guter Letzt fällt das Gebiet einem Brand zum Opfer, was der Innenminister politisch-strategisch ausnutzt bzw. eingefädelt hat.

»Es stank nach Gewalt in diesen Tagen« heißt es gleich mehrfach im Roman. Dieser zeigt den Zustand einer Gesellschaft, deren Nerven blank liegen und in der jeder Einzelne um sein Überleben kämpft. Der Zyniker Bruno Kappel erkennt hier seine gesellschaftliche Aufgabe. Am Schluss des Romans entschließt er sich, seine lukrative Hamburger Kanzlei aufzugeben. Er will an seinen Heimatort zurückkehren und dort eine Anwaltspraxis eröffnen.

Brandstellen wurde von Horst E. Brandt für die DEFA verfilmt (DDR 1977). Der Film ist nicht auf DVD erhältlich oder in Filmportalen greifbar.

Im Rückblick fällt Degenhardt ein wenig günstiges Urteil über seine frühen Romane. Er bezeichnete sie als »Sozialarbeitsnaturalismus Anfang der siebziger Jahre«.¹⁸

1979 ließ er *Die Misshandlung* folgen, einen weiteren Roman aus dem Anwaltsmilieu. Der Roman schildert den Aufstieg und Fall des jungen Vormundschaftsrichters Hans Dörner. Aus Gewissensgründen stolpert er über einen Fall, der ihn letztlich seine Karriere kostet. Darin geht es um einen 12-jährigen Jungen, der jahrelang von seinen Eltern misshandelt und in einen Verschlag eingesperrt wurde. Er ist deshalb geistig zurückgeblieben und kann sich kaum artikulieren. Presse und Öffentlichkeit stürzen sich auf diese »Kaspar-Hauser«-Geschichte. Für die Justiz ist der Fall insofern brisant, als er Rückschlüsse auf Versäumnisse in der Jugendfürsorge zulassen und das Sauber-Image der Stadt beschädigen könnte. Die Eltern des Jungen bleiben deshalb weitgehend unbehelligt, der Fall wird heruntergespielt. Dörner lässt jedoch nicht locker und recherchiert auf eigene Faust weiter. Wie sich herausstellt, ist das Kind vermutlich bereits verhaltensgestört und mit einem besonderen Hang zu gewalttätigen Handlungen auf die Welt gekommen. Die Eltern sind also tatsächlich entlastet. Dörner entzieht ihnen dennoch das Sorgerecht, wofür er seitens eines Vorgesetzten zur Rede gestellt wird. Der juristische Staatsapparat ist, wie sich herausstellt, hochgradig verfilzt und abhängig von politischen Vorgaben. Das Ausspionieren anderer Juristen gehört zum Tagesgeschäft. Als Dörner diesen »Sumpf« immer mehr durchschaut, verliert er den

¹⁸ Ulf Erdmann-Ziegler: Franz Josef Degenhart. Geduldig, listig und verschlagen. Ein singender Anwalt, ein schreibender Barde, in: *Die Zeit*, Ausgabe vom 31.01.1986 (online).

Kopf und begeht eine Übersprunghandlung mit beinahe doppelter Todesfolge.

Man wird *Die Misshandlung* als Degenhardts überzeugendsten, ausgereiftesten und stringentesten Roman betrachten können, nicht zuletzt, weil er mit einem spannenden und psychologisch plausiblen Plot aufwartet.

Von wiederum ganz anderer Machart ist drei Jahre später der Roman *Der Liedermacher* (1982). Der Leser stellt sich vom ersten Satz an die Frage: Verbirgt sich hinter der Hauptfigur des Musikers Piet Atten der Autor oder handelt es sich um ein fiktives Porträt? Auch wenn man Atten keineswegs als »Abziehbild« Degenhardts betrachten darf¹⁹, sind gewisse Analogien nicht von der Hand zu weisen. Im Klappentext der Ausgabe im Aufbau-Verlag heißt es – sicherlich mit Duldung des Autors – »Selbstverständlich trägt dieser Liedermacher Züge seines Schöpfers. Mit wenigen präzisen Schlagworten trifft er Situationen und Stimmungen, Strömungen und Moden«. ²⁰ Der Rowohlt Verlag stellte bei seiner Taschenbuchausgabe eine solche Parallelität noch deutlicher heraus, indem er ein Porträt Degenhardts auf das Titelbild setzt. Im Klappentext heißt es: »Das liest sich wie eine schöne lange Degenhardt-Ballade – oft meint man bei der Lektüre ›Väterchen Franz‹ singen zu hören.«²¹

Piet Atten hat seine Glanzzeit schon seit einigen Jahren hinter sich. Mittlerweile nennen ihn die Jüngeren »Apo-Opa«. Doch Atten will es noch einmal wissen und wähnt sich dabei auf einem guten Weg. Vom Erfolg verführt, lässt er sich auf einen Deal mit einem windigen Politiker ein, der ihm »Gigs« besorgt, ihn in Wirklichkeit aber instrumentalisiert. Der Roman ist – jeweils in Ich-Form – abwechselnd

¹⁹ Vgl. Bormann (Anm. 3).

²⁰ Es handelt sich um ein Zitat aus dem *Deutschen Allgemeinen Sonntagsblatt*.

²¹ Zitat aus »Volksstimme«.

aus der Perspektive Attens und der seines inzwischen sesshaft gewordenen Roadies Manne Kröger geschildert. Beide verbindet so etwas wie eine Hassliebe. Man geht rau und offen miteinander um, verflucht sich, rauft sich aber immer wieder zusammen, weil man weiß, was man aneinander hat. Das Buch blickt auf die »goldenen Jahre« beider zurück, die jedoch keineswegs verherrlicht werden. Überhaupt wird das Musik-Business als Haifischbecken entlarvt.

Der Blick ist kein freundlicher. Eine Parallelwelt tut sich auf mit eigenen Gesetzen. Das entscheidende lautet: Du musst immer »ganz oben« stehen, der »big star« sein, es in die Hitlisten schaffen. Der Roman lässt eine solche Nahperspektive zu. Er gewährt Blicke hinter die Kulissen und nennt sogar Details über die Bezahlung der Künstler. Die Erzählform ist locker, der Ton dem Szene-Jargon abgelauscht. Das Episodische tritt einmal mehr in den Vordergrund. Wer lange und ausdauernd auf Tournee war, hat halt viel zu erzählen. Manches klingt, als sei es beim Wein locker dahingeplaudert. Das Politische – eine linkspolitische Auffassung – ist immer präsent (etwa bei einer Hausbesetzung am Ende des Romans), ordnet sich aber der Lebensgeschichte Attens unter.

Piet Atten ist kein liebenswerter Patron. Er gebärdet sich tyrannisch, selbstherrlich, jähzornig, er hatte, vor allem in seiner »guten Zeit«, Starallüren. Doch die Welt hat sich inzwischen geändert. Atten muss sich behaupten zwischen Rock, Pop und Politik, aufmüpfiger Kultur und Hitliste. Er füllt nicht mehr jede Halle und muss um sein Publikum buhlen. Mehr denn je ist er auf andere angewiesen. Der gesellschaftliche und politische Anpassungsdruck ist gestiegen. So dominieren Selbstzweifel, Melancholie, Fluchtgelüste und Verbitterung, einschließlich der resignativen Einsicht: »Lieder verändern die Welt eben nicht – außer vielleicht in Deutschland die Märsche von rechts«, wie es an einer Stelle des Romans heißt.

»Degenhardt läßt seinen Piet Atten weitgehend versagen [...]. Atten biedert sich überall an bis hin zur Wahlkampfunterstützung für die Liberalen, während Degenhardt selber doch im Fragebogen fürs FAZ-Magazin (1982) auf die Frage »Was verabscheuen Sie am meisten?« antwortet: »Opportunismus, Unberechenbarkeit«, heißt es in einer Kritik.²² Positiv hervorgehoben wird, dass der Autor eine Vielzahl literarisch interessanter Gestalten erschaffen habe, unter denen die Punklady Sulla Mencke »einsame Spitze« sei.²³ Ein breites Themenspektrum wird angerissen, von der Hausbesetzerszene über die RAF bis zu Medien- und Talkshow-Geplänkel. Bormann bezieht das Geschehen unmittelbar auf den Wahlkampf 1980.²⁴

Insgesamt erweckt der Roman den Eindruck, als habe der Autor versucht, mit sich ins Reine zu kommen. Also auch ein Rechtfertigungsroman? Vielleicht. Auf jeden Fall aber ein Schlüsselroman über jemanden, der hier weitgehend ungeschützt sein Innenleben ausbreitet und über den es an einer Stelle heißt: »es geht ihm nicht besonders, inwendig«. Wenn schon bei *Der Liedermacher* konstatiert wurde, der Roman »verläppert sich ... ein bißchen«²⁵, so trifft das auf den Folgeroman *Die Abholzung* (1985) in weitaus größerem Maße zu. Er verliert sich in einer oft beliebigen Redseligkeit. *Die Abholzung* bietet eine Milieustudie der Wohnsiedlung Heiderkamp. Dort bildet sich eine Bürgerinitiative, die für den »Habichtsfors« und gegen die Errichtung eines Autobahnzubringers eintritt (gemeint ist erneut das Gebiet »Klein-Schweden«, das wir schon aus dem *Brandstellen*-Roman kennen und das auch in anderen Texten Degenhardts auftaucht). Geschildert wird der allmähliche Verfall der Bürgerinitiative. Nach einem Gerichtsurteil, das

²² Bormann (Anm. 3).

²³ Ebd.

²⁴ Ebd.

²⁵ Ebd.

den Baubeginn gestattet, soll sich der Widerstand bei einem Volksfest formieren. Es zeigt sich jedoch einmal mehr, wie leicht sich die Teilnehmer von plumper politischer Rhetorik überrumpeln lassen. Der Widerstand bröckelt zusehends und versandet in pseudo-alternativem Gehabe. Hinzu kommt, dass Angehörige der Widerstandsgruppe von der Abholzung finanziell profitieren können.

Im Falle von Griet Steingrüber führt die Aktion zu einer Radikalisierung. Bis dahin eine unscheinbare und unauffällige Person, wird sie nun aktiv: »Dann, eines Tages, während des sogenannten Jahrhundertsommers der achtziger Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts tat sie etwas Unerwartetes: Sie kettet sich an einen Baum und bespuckte die Polizisten, die sie losschmieden wollten.«²⁶ Der Roman wirft die Frage auf: Wie konnte es zu alledem kommen?

Sehr verwunderlich ist der Auftritt des Außerirdischen »Mando«. Er kommentiert das Geschehen von außen – aus einer pazifistischen, konsumresistenten, freilich auch naiv-unreflektierten Warte. Über ihn heißt es: »Die Figur ist in ihrer außerirdischen Perfektion zwar komisch-grotesk, aber ihre seelische Verletzbarkeit wirkt äußerst ernst.«²⁷ Mando, der Unschuldige, zivilisatorisch Unverdorbene, wendet sich vom »Getöse« der Menschen ab und findet erst in den Wiesen, im Moor, sein inneres Gleichgewicht wieder.

Zwischen *Die Abholzung* und Degenhardts nächstem Roman *August Heinrich Hoffmann, genannt von Fallersleben* (1991) liegen sechs Jahre. Diese Zeit nutzte der Autor für Recherchen über einen anderen Liedermacher, den Verfasser des *Deutschlandliedes*, August Heinrich Hoffmann von Fallersleben (1798-1874). Jener verbrachte seine letzten Lebensjahre als Bibliothekar auf Schloss Corvey im Ostwestfälischen. Eben dort setzt der Roman ein, der beschreibt, wie Hoffmann in jenen Jahren als eine Art Touris-

²⁶ Zitat aus dem Prolog des Buchs.

²⁷ *Die Zeit* (Anm. 16).

tenattraktion von vielen Ausflüglern besucht wird. Zu diesen Besuchern gehören im Sommer 1872 auch der Urgroßvater des Ich-Erzähler, Friedrich Wilhelm Hasenclever, und Henriette Landau, eine unter Pseudonym veröffentlichende Journalistin. Beide hinterlassen fiktive Tagebücher, auf die der Erzähler des Romans kommentierend zurückgreift. Durch diesen Kunstgriff sowie Vor- und Rückblenden entsteht ein sehr vitales Porträt des heute als Nationalikone betrachteten Hoffmann, dessen Leben jedoch alles andere als konfliktfrei und gradlinig verlief. Wegen seiner hochpolitischen *Unpolitischen Lieder* (1840/41) war der damalige Breslauer Professor für deutsche Sprache und Literatur 1842 ohne Pension entlassen und des Landes verwiesen worden. Er musste jahrelang Demütigungen und Verfolgungen hinnehmen und hatte in verschiedenen deutschen Ländern Aufenthaltsverbot. Das brachte ihn zwar nicht von seiner kämpferischen Natur ab, machte aus ihm jedoch einen gebrochenen Mann. Erst in Corvey erfüllte sich sein langegehegter Wunsch nach einem gesicherten Wohnsitz mit festem Einkommen. Wie viele seiner Gesinnungsgenossen mutierte er im Alter zu einem treuen Bürger des preußischen Staates. Hoffmann ist vor allem auch durch seine Volks- bzw. Kinderlieder wie *Alle Vögel sind schon da*, *Der Kuckuck und der Esel* oder *Ein Männlein steht im Walde* bekannt. Degenhardts Roman bietet ein sehr diesseitiges und auch unterhaltsames Porträt Hoffmanns, das besonders seine Rolle zu Frauen reflektiert, um die er auch im fortgeschrittenen Alter noch warb – die erwähnte Henriette Landau bildete diesbezüglich keine Ausnahme.

Ein abschließender Blick auf Degenhardts Roman *Für ewig und drei Tage* aus dem Jahre 1999. Hier wechselt der Autor die Seiten und »belauscht« das Treiben der High Society. Familienpatriarch Karl-Walter zur Linden, Begründer der Advokaten-Dynastie von Linden, wird 95. Er lädt zu einer großen Jubiläumsfeier in die uns schon bekannte Gegend am Rande des Ruhrgebiets ein. Alle erscheinen, ein illustres

bunt durcheinander gemischtes Völkchen, gerade so, wie es sich auf den Cover-Fotos (des Erst- wie des Nachdrucks) in Positur gestellt hat. Und es kommt, wie es der Leser von der ersten Seite des Romans an erwartet: Es geht hoch her, wenn so unterschiedliche Generationen und Naturelle zusammentreffen. Überhaupt passiert in kürzester Zeit jede Menge, wie der Autor schon auf der ersten Seite des Buchs ansatzweise verrät: »Die Geburtstagsfeier sollte aber so leicht nicht vergessen werden. Abgesehen von dem einmaligen Ereignis als solchem und den mehr oder weniger üblichen Vorkommnissen anlässlich derartiger Feste passierte nun wirklich einiges, was zumindest im kollektiven Gedächtnis einer Familie haften bleiben muss: Das – um nur damit anzufangen – nach dem ›Praktischen Kriegskochbuch‹ von Luise Holle aus dem Jahre 1916 hergerichtete Menü – ›deutsche Kotzkacke‹, wie Nelly aus Brüssel, die Haushälterin, das nannte –; der misslungene Selbstmord von Annette Vendrini-zur Linden, Lieblingstochter des Alten; das im Keller von einer Kinderschar entdeckte Ficki-Facki zwischen dem vierzehnjährigen David und seiner Großtante Gabriele; dann die plötzlich auftretenden Anzeichen von Kreuzigungs-Wundmalen an den Händen und Füßen von Cousinchen Bärbel, Novizin bei flandrischen Vinzentinerinnen, oder Erzbischof Heinrich-Johannes' im endlosen Schluckauf mündender Lachkrampf; die wunderbare Heilung der seit Jahren am Krückstock humpelnden Tante Josephine oder Hans-Joachim zur Lindens Herzinfarkt im Laufstälchen seines alten Kinderzimmers; Showmaster Eikes Schwanzparade auf der Empore und schließlich die nach dem Feuerwerk um Mitternacht ausbrechende Feuersbrunst, der Brand der Stallungen und Nebengebäude und mittendrin dieser ... doch weiter soll hier nicht vorgegriffen werden.«

Doch das sind nur die äußeren Fakten. Im Buch sind sie eingebettet in Geschichten, Anekdoten und Dönekes. Der Erzähler nimmt sich alle Zeit der Welt für seine Erläute-

rungen und abschweifenden Exkurse. Der Autor, der sich vollständig außerhalb des Literaturbetriebs sah²⁸, lässt seiner Erzählfreude und Fabulierlust freien Lauf. Und es ist auch durchaus erhellend und geistreich, was er da an gesellschaftlichen, politischen und persönlichen Hintergründen ans Licht zerrt – auf die lange Strecke hin allerdings oft zu detailliert und weitschweifig. In der »ehrenwerten Gesellschaft«, so das schon vorab feststehende Fazit, hat jeder auf seine Weise »Dreck am Stecken«. Jörg Sundermeier hebt in seiner Rezension den Umstand hervor, dass der 95. Geburtstag Karl-Walter zur Lindens im August 1991 mit dem Putsch in Moskau zusammenfällt, der in der Folge zum Verbot der KPdSU führte und am Beginn der Ära Jelzin steht. »In gewisser Hinsicht ist *Für ewig und drei Tage* also der Abgesang des Kommunisten Degenhardt auf die alte BRD, in der sich 1848er-Traditionen des bürgerlichen Miteinanders in Opposition zu Faschismus und DDR länger halten können als anderswo.«²⁹ Sundermeier betont das Besondere des Textes innerhalb der Romanproduktion Degenhardts: »An die Stelle der Schwarz-Weiß-Zeichnung von Gut und Böse, zu denen sich liberale Bürger zu verhalten haben, ist eine altersmilde Wehmut getreten, die über das Verschwinden eben dieser Entscheidungsmöglichkeiten spricht und offenbar auch sprechen muß. Dafür ist es nötig, die Welt, wie sie ist, ohne großen Fluchtwillen erst einmal anzuerkennen.«³⁰ Insofern knüpft der Roman an das Debüt *Zündschnüre* an: Das dort be-

²⁸ Vgl. »Ich habe mit dem Literaturbetrieb nichts zu tun und leiste mir solche Unbekümmertheit.« Franz Josef Degenhardt im Gespräch, in: *Fremde Mütter Fremde Väter Fremdes Land. Degenhardt, Elsner, Fuchs, Haslinger, Piwitt, Rauter, Schneider, Vesper im Gespräch mit Matthias Altenburg*, Hamburg 1985, S. 77-99.

²⁹ *Der Freitag*, Ausgabe vom 14.05.1999.

³⁰ Ebd.

schriebene historische Aktionsbündnis zwischen Sozialisten, fortschrittlichen Christen, bürgerlichen Humanisten und Kommunisten zerbricht mit diesem letzten Roman – ein Leitmotiv des Romans.

Dieses Lesebuch kann nur einen Ausschnitt aus dem umfangreichen Werk Degenhardts bieten. Allein das musikalische Œuvre umfasst Hunderte Lieder, das literarische füllt (einschließlich der Songtexte) eine 10-bändige Gesamtausgabe.³¹ Hinzu kommen Hörspiele, über die kaum etwas bekannt ist. Die ARD-Hörspieldatenbank nennt hier drei Produktionen von Radio Bremen: *Mayak und die Seinen* (1964), *Ein prächtiges Tier* (1965) sowie *Produktionswechsel* (1966). Zu erwähnen ist weiterhin das Kinderbuch *Petroleum und Robbenöl oder wie Mayak der Eskimo kam und mein verrückter Vater wieder gesund wurde*, das Degenhardt eine Nominierung für den Deutschen Jugendbuchpreis einbrachte. Auch hier war der Autor also »aus dem Stand« erfolgreich. Will sagen: Das Phänomen Degenhardt ist noch längst nicht umfassend aufgearbeitet. Vielleicht mag dieses Lesebuch hierzu einen neuen Anstoß bieten.

Dass es in der vorliegenden Veröffentlichungsfolge die Nummer 68 trägt, ist reiner Zufall. Andererseits: Auf keinen Autor der Reihe passt diese politisch »aufgeladene« Zahl besser als auf »FJD«.

³¹ Erschienen im Verlag Kulturmaschinen 2011ff.

Textnachweise

Rumpelstilzchen, Weintrinker von der LP *Rumpelstilzchen*. 1963 – *Spiel nicht mit den Schmuttelkindern, Ein schönes Lied, Deutscher Sonntag* von der LP *Spiel nicht mit den Schmuttelkindern*. 1965 – *Tante T'brese, In den guten alten Zeiten, Väterchen Franz, Feierabend* von der LP *Väterchen Franz*. 1966 – *Vatis Argumente*. Single 1967 – *So sind hier die Leute, Für wen ich singe* von der LP *Wenn der Senator erzählt*. 1968 – *Rudi Schulte* von der LP *Die Wallfahrt zum Big Zeppelin*. 1971 – *Nostalgia* von der LP *Mutter Mathilde*. 1972 – *Kommt an den Tisch unter Pflaumenbäumen* von der gleichnamigen LP. 1973 – Aus dem Roman *Zündschnüre*. Hamburg: Hoffmann und Campe 1973; hier zitiert nach der Ausgabe im Aufbau Verlag 1973, S. 48ff., 57ff., 205ff. – Aus dem Roman *Brandstellen*. Hamburg: Hoffmann und Campe 1975, S. 7-9, S. 70ff., 275ff., 295ff. – *Portugal* von der LP *Mit aufrechtem Gang*. 1975 – *Wildledermantelmann, Rondo Pastorale* von der LP *Wildledermantelmann*. 1977 – Aus dem Roman *Die Misshandlung*. München: Bertelsmann 1979; hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe im Aufbau-Verlag 1997, S. 24-31, 180-188, 276-288 – *Drumherumgerede* von der LP *Der Wind hat sich gedreht im Lande*. 1980 – Aus dem Roman *Der Liedermacher*. München: Bertelsmann 1982; hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe im Aufbau Verlag 1998, S. 32-38, 64-79 – *Tango du Midi* von der CD *Lullaby zwischen den Kriegen*. 1983 – *Die Lehrerin* von der CD *Vorsicht Gorilla*. 1985 – Aus dem Roman *Die Abholzung*. München: Bertelsmann 1985; hier zitiert nach der Taschenbuchausgabe im Rowohlt Verlag 1985, S. 199-207, 216-221, 316f. – *Junge Paare auf Bänken* von der gleichnamigen CD. 1986 – *Wer jetzt nicht tanzt* von der CD *Aus diesem Land sind meine Lieder*. 1990 – Auszug aus dem Roman *August Heinrich Hoffmann, genannt von Fallersleben*. München: Bertelsmann 1991, S. 7- 11 – *Die Abreibung* von der CD *Und am*

Ende werden wir leben. 1992 – Auszug aus dem Roman *Für ewig und drei Tage*. Berlin: Aufbau Verlag 1999. Zitiert nach der Ausgabe im Verlag Kulturmaschinen. Berlin 2013, S. 60-67 – *Ich ging im letzten Mai* von der CD *Café nach dem Fall*. 2000 – *Quantensprung* von der gleichnamigen CD. 2002 – *Die Ernte droht* von der CD *Dreizehnbo-gen*. 2008

Dank

Der Bearbeiter bedankt sich ausdrücklich bei Kai Degenhardt für die Überlassung der Textrechte und hilfreiche Hinweise.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd. 68) ■ Hans Marchwitza (Bd. 69).